

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit:

„Zum Widerstreit von schwachen und starken Verben  
in der Sprache der Gegenwart“

Verfasserin:

Angelika Holl

angestrebter akademischer Grad:

Magistra der Philologie (Mag. phil.)

Wien, 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 332 396

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Deutsche Philologie

Betreuer:

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Franz Patocka

## I. Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
1.1. Abgrenzung des Themenfeldes	1
1.2. Vorgehensweise	3
2. Terminologie und Bildungsweise	3
2.1. Die Bildungsweise der starken, schwachen und gemischten Verben	3
2.2. Terminologie: das Dilemma der Kategorisierung	4
2.2.1. Schwach = regelmäßig, stark = unregelmäßig	4
2.2.2. Ulrich Engel: Deutsche Grammatik (1996)	5
2.2.3. Lutz Götze: Grammatik der deutschen Sprache (1993)	6
2.2.4. Wilhelm K. Jude: Deutsche Grammatik (1975)	7
2.2.5. Heinz Griesbach: Neue deutsche Grammatik (1986)	7
2.2.6. Duden: Die Grammatik (2006)	7
3. Sprachwandel und seine Faktoren	8
3.1. Grundbegriffe sowie -faktoren der Morphologie und des Sprachwandels	8
3.2. Die Natürlichkeitstheorie im Rahmen der Bittnerschen These	11
4. Diachrone Darstellung: Entwicklung des Flexionssystems	14
4.1. Das Ablautsystem: wenige Regeln, viele Ausnahmen	15
4.2. Diachrone Entwicklung des deutschen Flexionssystems	16
4.2.1. Voralthochdeutsche Entwicklungen	16
4.2.2. Das althochdeutsche Flexionssystem	17
4.2.3. Das mittelhochdeutsche Flexionssystem	19
4.2.4. Vom Frühneuhochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen	21
5. Starke Verben vs. schwache Verben	27
5.1. Bittner vs. Augst – Tokenfrequenz vs. Gebrauchshäufigkeit	27
5.2. Der gerichtete Übergang von starker zu schwacher Flexionsweise	29
5.3. Bittners Flexionsklassen	31
6. Sprachnormen und ihr Einfluss auf den Sprachwandel	33
6.1. Sprachnormen und ihre Begründungsproblematik	34
6.2. Der Weg von der „fehlerhaften“ zur normgerechten Form	37
6.3. Argumentationsbasis Sprachgefühl	39

6.4. Sprachkonservatismus und seine Auswüchse	44
7. Gegenwärtige Doppelformen	46
7.1. Quellen	47
7.2. Der oberdeutsche Präteritumschwund	49
7.3. Die Umfrage	51
7.4. Auswertung der Umfrage	51
7.5. Doppelformen	55
7.5.1. Doppelformen ohne Bedeutungs- und teilweise mit stilistischem Unterschied	56
7.5.2. Doppelformen mit Bedeutungsunterschied	69
7.5.3. Doppelformen mit Bedeutungsunterschied je nach Transitivität	74
7.5.4. Starke Verben mit Tendenz zur schwachen Flexion	81
8. Zusammenfassung und Fazit	97
9. Literaturverzeichnis	106
10. Anhang	118
11. Abstract	121
12. Lebenslauf	122

## II. Abkürzungsverzeichnis

ahd.	althochdeutsch
DWB	Grimms Deutsches Wörterbuch
frnhd.	frühneuhochdeutsch
germ.	germanisch
got.	gotisch
hd.	hochdeutsch
idg.	indogermanisch
Ind.	Indikativ
intrans.	intransitiv
Konj.	Konjunktiv
lat.	lateinisch
md.	mitteldeutsch
mdal.	mundartlich
mhd.	mittelhochdeutsch
mnd.	mittelniederdeutsch
nd.	niederdeutsch
nhd.	neuhochdeutsch
obd.	oberdeutsch
omd.	ostmitteldeutsch
Pl.	Plural
Part.	Partizip
Präs.	Präsens
Prät.	Präteritum
Sg.	Singular
trans.	transitiv
ugs.	umgangssprachlich
wmd.	westmitteldeutsch
>	wird zu
<	entsteht aus

# 1. Einleitung

## 1.1. Abgrenzung des Themenfeldes

Befinden sich die starken und schwachen Verben der Gegenwart – so wie es der Titel dieser Arbeit suggeriert – tatsächlich im Widerstreit? Und wenn ja, wie muss man sich das vorstellen, wenn starke und schwache Verben miteinander im Clinch liegen? Wird hier immer mit rechten Mitteln gekämpft? Haben wir es mit einem ausgewogenen Verhältnis zu tun? Wer behält die Oberhand? Und von welchen Gesichtspunkten hängt es ab, wem man diese Dominanz zubilligt? Um diese Fragen im Folgenden zu konkretisieren: Im Nhd. übertrifft die Anzahl der schwachen Verben (4000 laut Bittner) die Anzahl der starken (170 laut Bittner) bei Weitem. Zu ahd. Zeit gab es noch mehr als doppelt so viele starke Verben.<sup>1</sup> Diese werden jedoch weitaus häufiger gebraucht als die schwachen. Im Ahd. hatten die starken Verben (laut Augst) einen Anteil von 70 % am Grundwortschatz, im Nhd. hat sich dieser Anteil mit 63 % nur geringfügig dezimiert.<sup>2</sup>

Welches Kriterium wiegt nun in Hinblick auf die weitere Entwicklung der starken Verben schwerer, Gebrauchsfrequenz oder absolute Häufigkeit? Müssen diese beiden Faktoren womöglich in Relation zueinander gesehen werden? In diesem Zusammenhang werden auch folgende Fragen von Interesse sein: Ist einer der Gründe, warum sich schwache Formen in der Alltagssprache oft nur schwer bzw. langsam durchsetzen können, der, dass die Grammatiken vielfach der sprachlichen Realität hinterherhinken, d.h., oft ältere (starke) Formen, die de facto nicht mehr bzw. kaum noch gebraucht werden, erwähnen und neuere schwache Formen, welche sich teilweise schon im Aufwind befinden, nicht oder nur markiert? Spielt es in diesem Zusammenhang tatsächlich eine Rolle, ob die jeweiligen Grammatiken eher deskriptiv oder normativ ausgerichtet sind? Und wenn ja, inwiefern? Steht normatives Denken neuen Formen im Weg? War es vielleicht auch des Öfteren der Grund dafür, dass in der Vergangenheit schwache Formen von ursprünglich starken Verben wieder verdrängt wurden?

All diese Fragen, welche als Thesen zu verstehen sind, bilden den Grundstock der folgenden Überlegungen. Ausgehend von diesen Thesen ist es vermutlich nicht verwunderlich, wenn nun Andreas Bittners Perspektiven bezüglich der Causa „Starke vs. schwache Verben“ zur Sprache kommen. Für den Autor stellt die schwache die „natürlichere“, weil systematischere und unmarkiertere Bildungsweise dar; und so gesehen ist es nur „logisch“ anzunehmen, dass alle jetzt noch starken Verben im Laufe der Zeit schwach werden,

---

<sup>1</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 64, S. 135.

<sup>2</sup> Vgl. Augst (1975), S. 258.

manche früher, manche später. Auch die suppletiven (meist sehr häufig gebrauchten, unregelmäßigen) Verben wie *sein* sind von diesem Übergang nicht ausgenommen.<sup>3</sup>

Eine generelle Tendenz des Übergangs von „nichtschwach“ zu „schwach“ ist prognostizierbar, ihr können sich letztlich wohl nicht einmal die „nichtschwachen“ Verben der Suppletionsdomäne entziehen. Ausgenommen vom Übergang, aber auch nicht gänzlich, vgl. *wollen* und *sollen*, sind die Modalverben, die aus – den Präteritopräsentien hervorgegangen – eine separate Flexionsklasse bilden. [...] Das nichtmodale *wissen* [allerdings] [...] zeigt bisher [...] keine Tendenz zum Abbau spezifischer Marker [Hervorhebung von A.H.]<sup>4</sup>

Bittner gibt in seinem Werk auch einige starke Verben an, welche sich im Übergang zur schwachen Bildungsweise befinden, jedoch meist noch keine schwachen Alternativformen in den Grammatiken aufweisen.<sup>5</sup> D.h., der Fokus wird nicht auf Formen gelegt, deren Realität von kaum noch jemandem abgestritten werden könnte, sondern größtenteils auf solche, welche in den Grammatiken nicht einmal als selten gebräuchliche Varianten genannt werden. Diese „Bittner-Verben“ sollen die Basis für eine Untersuchung an Fallbeispielen darstellen. Die (nicht-repräsentative) Umfrage, welche zu diesem Zweck durchgeführt wurde, setzt sich aus zwei Teilen zusammen. Im 1. Teil geht es darum, die Präteritumform(en) zu einem vorgegebenen Infinitiv zu bilden. Unter die eben besprochenen „Bittner-Verben“ sind auch schwache bzw. Verben mit Doppelformen wie *saugen* gemischt, damit die Untersuchungsabsicht nicht sofort ins Auge fällt. Im 2. Teil werden die schwachen Präteritumformen der noch ausschließlich starken „Bittner-Verben“ vorgegeben. Diese sind anhand einer 6-stufigen Skala als eher falsch bzw. eher richtig zu bewerten, wobei explizit darauf hingewiesen wird, dass sich die Teilnehmer nach Möglichkeit nicht an den ihnen bekannten Normen orientieren sollten, was wohl nicht immer fruchtbringend war, sondern manchmal vielleicht sogar das Gegenteil bewirkt hat.

Die mehrheitlich aus dem obd. Sprachraum stammenden Befragten, welche überdies zu einem großen Teil Dialektsprecher sind, verwenden das Präteritum auf Grund des obd. Präteritumschwundes in der gesprochenen Sprache eher selten. Worauf berufen Sie sich bei der Bildung der Präteritumformen? Auf die Schulkenntnisse? Hängt die Bildung der Verbformen möglicherweise lediglich davon ab, wie sehr die Kenntnisse bzw. Normen internalisiert werden konnten? Kommt das „Sprachgefühl“ für die Bildung starker Verben abhanden? Oder wirkt das Lesen und Schreiben von Texten dem doch weit genug entgegen? Ist das Wort „Sprachgefühl“ sprachwissenschaftlich gesehen überhaupt zulässig? Und: Sind in den diversen Bildungs- bzw. Altersgruppen unterschiedliche Tendenzen zu erkennen? Oder erweisen sich „Alter“ sowie „Bildung“ als relativ irrelevante Kriterien? All diesen Fragen werde ich vor allem im letzten Abschnitt auf den Grund gehen.

---

<sup>3</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 66, S. 202.

<sup>4</sup> Bittner (1996), S. 202-203.

<sup>5</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 111.

## 1.2. Vorgehensweise

Vor der eingehenderen Auseinandersetzung mit terminologischen bzw. kategoriellen Fragen, soll anfangs kurz auf die Bildungsweise der schwachen, starken bzw. gemischten Verben eingegangen werden. Dabei wird schon ersichtlich, warum eine Kategorisierung der Verben mitunter äußerst problematisch sein kann. Im 2. Abschnitt folgt dann auch ein Vergleich unterschiedlicher Kategorisierungsvorschläge einiger Grammatiken. Des Weiteren kommen Grundbegriffe des Sprachwandels sowie morphologische Termini aufs Tableau. Außerdem wird hier in Grundzügen die Natürlichkeitstheorie bezogen auf die Bittnersche These vorgestellt. Dann wird ein kurzer Überblick über die Entwicklungsgeschichte des deutschen Flexionssystems vom Westgerm. bis zum Nhd. gegeben, wobei die frnhd. Epoche besondere Berücksichtigung erfährt. Wir werden uns dabei auch der Frage widmen, welchen Veränderungen das Ablautsystem im Laufe der Zeit unterworfen war. Schließlich folgt eine genauere Auseinandersetzung mit Bittners bzw. Augsts Perspektiven, wobei auch der gerichtete Übergang von stark zu schwach besprochen wird. Es kommt des Weiteren zu einer Erörterung der Frage, ob bzw. in welcher Weise normative Perspektiven Sprachwandel verzögern bzw. sogar verhindern und welche Auswirkungen das auf den Übergang starker Verben zur schwachen Flexion hat. Das Sprachgefühl und die Frage, ob es als wissenschaftliche Beurteilungsinstanz fungieren kann, soll hier näher betrachtet werden. Im letzten Abschnitt der Arbeit findet man eine genaue Darstellung solcher Verben, wo schwache und starke Formen ohne/mit Bedeutungs- bzw. stilistischem Unterschied nebeneinander stehen, solcher, wo die Transitivität die Flexion bestimmt und solcher, wo Präfixformen anders gebeugt werden als Simplizia. Die „Bittner-Verben“ sowie die Ergebnisse der Befragung sollen ebenfalls hier vorgestellt werden.

## 2. Terminologie und Bildungsweise

### 2.1. Die Bildungsweise der starken, schwachen und gemischten Verben

Schwache Verben bilden ihr Präteritum mit Hilfe des Suffixes *-te* und ihr Partizip II mit dem Suffix *-t* oder *-et* (vgl. *sagen – sagte – gesagt*). Starke Verben bilden ihr Partizip II mit dem Suffix *-en*. Sie ändern ihren Ablaut in gesetzmäßiger Weise in den drei Stammformen Infinitiv, Präteritum und Partizip II (vgl. *finden – fand – gefunden*). Darüber hinaus ist die 1., 3. Sg. Prät. der starken Verben endungslos. Bei einigen dieser Verben ändert sich der Stammvokal in der 2. und 3. Sg. Präs. durch Umlaut (vgl. *ich backe, du bäckst, er bäckt*) oder durch *e/i-*

Wechsel (vgl. *ich helfe, du hilfst, er hilft*). Gemischte Verben sind solche, die schwache und starke Merkmale aufweisen.<sup>6</sup>

Trotzdem besteht nicht immer Einigkeit darüber, welche Verben nun tatsächlich zu dieser Gruppe zu zählen sind. Fleischer ordnet ihr folgende zu:

- a) die sechs rückumlautenden Verben (*senden, wenden, brennen, kennen, nennen, rennen*): Sie sind ursprünglich schwache Verben, da sie keinen Ablaut, sondern einen sprachgeschichtlich bedingten Rückumlaut besitzen (vgl. *nennen – nannte – genannt*) und das Partizip II mit *-t* bilden. Neben den rückumlautenden Präteritum- und Partizipialbildungen gibt es aber auch bereits vollständige schwache Paradigmen bei *senden* und *wenden*.
- b) die Modalverben bzw. Präteritopräsentien: Deren heutiges Präsens war ursprünglich ein Präteritum, das Gegenwartsbedeutung angenommen hat und zu dem ein neues regelmäßiges Präsens gebildet wurde.<sup>7</sup> Sie werden bis auf *wissen*, das oft zu dieser Gruppe gezählt wird, jedoch im Präteritum *-u-* aufweist, schwach gebildet und auf Grund ihrer gesonderten Entwicklung nicht selten isoliert behandelt.

## 2.2. Terminologie: das Dilemma der Kategorisierung

### 2.2.1. Schwach = regelmäßig, stark = unregelmäßig?

Im Folgenden ist es notwendig, die Terminologie abzuklären, was sich als nicht ganz unproblematisch darstellt. Problematisiert sollen nun die variierenden Kategorisierungsversuche in einigen unterschiedlichen Grammatiken werden. Die gewählte Systematik hat schließlich auch einen indirekten Einfluss auf diverse Doppelformen. Daher werden diese bereits hier ein Stück weit thematisiert. Bevor wir uns den Quellen widmen, sei noch einleitend auf die problematischen Bezeichnungen „regelmäßig“, „unregelmäßig“, „schwach“ und „stark“ eingegangen. Die Termini „schwach“ und „stark“ haben folgenden geschichtlichen Hintergrund:

Die von Jacob Grimm vorgeschlagene Bezeichnung bezieht sich auf die Fähigkeit der [starken Verben], den Präteritalstamm [...] durch Veränderung des Wurzelvokals [...] [zu bilden], bzw. auf die Unfähigkeit der schwachen Verben, die dazu ein formales Zusatzelement (das Dental-suffix *-te*) benötigen. Die [starken Verben] sind sprachgeschichtlich gesehen die älteren, die [schwachen Verben] – eine germanische Neubildung – sind teilweise aus Stammformen der [starken Verben] abgeleitet. [Hervorhebung von A.H.]<sup>8</sup>

---

<sup>6</sup> Vgl. Fleischer (1983), S. 225.

<sup>7</sup> Vgl. Fleischer (1983), S. 225.

<sup>8</sup> Bußmann (2008), S. 681.



Vielfach wird, auch in einigen der folgenden Quellen, „regelmäßig“ mit „schwach“ und „unregelmäßig“ mit „stark“ gleichgesetzt. Die Bezeichnungen „regelmäßig“ und „unregelmäßig“ sind meiner Meinung nach äußerst irreführend. Die schwachen Verben können nur dann als „regelmäßig“ bezeichnet werden, wenn es die Kategorisierung auch zulässt. Im Duden 2006 ist das beispielsweise nicht der Fall (siehe 2.2.6.).

Den schwachen Verben [gegenüber] scheinen die starken die schlechthin unregelmäßigen zu repräsentieren.<sup>9</sup>

Doch sie bilden ihre Stammformen nach einer immer noch erkennbaren Systematik, auch wenn es die „traditionellen“ sieben Ablautreihen in dem Sinn nicht mehr gibt. Außerdem lässt sich laut Wilhelm Lang

gerade von ihnen [...] eine erstaunliche Regelmäßigkeit nachweisen. Sie gehen alle auf den *e/o*-Ablaut zurück. [...] Als das Prinzip in Blüte stand, waren gerade die starken Verben die regelmäßigsten. [Hervorhebung von A.H.]<sup>10</sup>

In manchen Grammatiken bzw. Lexika werden unter den unregelmäßigen Verben solche mit starker Bildungsweise zusammengefasst. In anderen wiederum gelten diejenigen Verben als unregelmäßig, welche kein vollständig schwaches Paradigma besitzen und auch als „Mischformen“ bezeichnet werden. Die unregelmäßigen sowie gemischten Verben überschneiden sich daher sehr häufig.

### 2.2.2. Ulrich Engel: Deutsche Grammatik (1996)

Engel unterscheidet in seiner Grammatik zwischen schwachen, starken und unregelmäßigen Verben. Die schwachen Verben sind bekannterweise jene, welche keine Stammvokalveränderungen oder Konsonantenwechsel aufweisen. Alle Formen lassen sich unmittelbar vom Infinitiv ableiten. Zu den starken Verben zählt Engel auch jene mit schwachen Alternativformen, allerdings nur diejenigen mit Bedeutungsunterschied. Unregelmäßige Verben sind hier solche, welche Merkmale beider Konjugationsarten aufweisen:

- a) Verben mit *t*-Suffix und Vokalwechsel (die Rückumlautverben, *wissen*, *senden* und *wenden* auf Grund der doppelten Paradigmen gesondert)
- b) Verben mit *t*-Suffix, Vokal- und Konsonantenwechsel (*bringen*, *denken*, *dünken*)
- c) Verben mit starkem Partizip II (*mahlen*, *salzen*, *spalten*)
- d) Verben, die alternativ stark oder schwach ohne Bedeutungsunterschied konjugiert werden können (hier: *küren*, *melken*, *backen*, *sieden*)

---

<sup>9</sup> Lang (1969), S. 75.

<sup>10</sup> Lang (1969), S. 75.

Eigens kategorisiert sind die Modalverben sowie *haben*, *sein* und *werden*. Alle finden sie Verwendung als Haupt- und Auxiliärverben, *haben* und *sein* als Modalitätsverben und *werden* zusätzlich als Modalverb.<sup>11</sup>

### 2.2.3. Lutz Götze: Grammatik der deutschen Sprache (1993)

Götze unterscheidet zwischen regelmäßigen und unregelmäßigen Verben. Bei den regelmäßigen Verben ist zuerst das Formensystem der schwachen Verben erläutert, dann werden „besondere regelmäßige Verben“ angeführt, zu welchen der Autor jene zählt, die in anderen Grammatiken als „unregelmäßig“ bzw. „gemischt“ charakterisiert werden, nämlich:

- a) gemischte Verben (Rückumlautverben)
- b) modale Hilfsverben (*wollen*, *müssen*, *können* etc.) und *wissen*
- c) Verben mit unterschiedlichen Präteritumformen (*backen*, *senden*, *wenden* und *erschrecken*): Hier führt Götze undifferenziert Doppelformen an, bei denen erstens die regelmäßigen (schwachen) Formen nicht grundsätzlich überwiegen, die zweitens Bedeutungsunterschiede aufweisen bzw. entbehren, drittens syntaktisch unterschiedlich reagieren und viertens nicht nur zwei Präteritumformen sondern teilweise auch zwei Partizip-II-Formen aufweisen.<sup>12</sup>

Auch auf „Besonderheiten der unregelmäßigen Verben“ geht der Autor in seiner Kategorisierung ein. Unterschiedliche Präteritumformen werden benützt, um unterschiedliche Bedeutung auszudrücken (vgl. *schaffen* – *schuf/schaffte*).<sup>13</sup> Seltsamerweise finden sich unter den besonderen regelmäßigen Verben ebenfalls bereits solche Doppelformen (vgl. *wenden*, *senden*).<sup>14</sup> Götze führt auch ein Verb wie *schmelzen* an<sup>15</sup>, welches eigentlich kein Beispiel für einen Bedeutungsunterschied, sondern für eine syntaktisch unterschiedliche Verwendung ist. Transitiv wird das Verb schwach flektiert, intransitiv stark. In vielen Grammatiken wird diese Differenzierung heute nicht mehr vorgenommen, sondern starke Flexion als gültig betrachtet (siehe S. 81). Zu der hier besprochenen Problematik sei noch angemerkt, dass es teilweise sehr schwierig ist, eindeutig festzustellen, wo ein semantischer, stilistischer oder transitiver Unterschied vorliegt, da die Übergänge manchmal unscharf sind und sich mehrere Ebenen in einem Verb manifestieren können. Die Unsicherheiten bezüglich der „richtigen“ Flexion mancher Verben tragen natürlich zu diesen Schwierigkeiten bei.

---

<sup>11</sup> Vgl. Engel (1996), S. 392-403.

<sup>12</sup> Vgl. Götze (1993), S. 23-27.

<sup>13</sup> Vgl. Götze (1993), S. 36.

<sup>14</sup> Vgl. Götze (1993), S. 26-27.

<sup>15</sup> Vgl. Götze (1993), S. 36.

#### 2.2.4. Wilhelm K. Jude: Deutsche Grammatik (1975)

Jude unterscheidet zwischen schwachen, starken, gemischten und unregelmäßigen Verben. Die Gruppe der gemischten Verben umfasst die rückumlautenden Verben sowie *bringen*, *denken*, *dünken*, *mahlen*, *salzen*, *spalten* und interessanterweise auch *fragen*, was wohl damit zusammenhängt, dass die alte, falsche Präteritumform *frug* hier noch als gültig angesehen wird. Denn sonst müsste man konstatieren, dass es sich um ein rein schwaches Verb handelt. Auch Doppelformen wie *bleichen*, *hängen* und *quellen* zählt Jude zur gemischten Konjugation. Als „unregelmäßig“ gelten die Modalverben und *wissen* sowie *gehen*, *stehen* und *tun*, welche athematisch konjugiert werden; *sein* wird als „sehr unregelmäßig“ bezeichnet, *haben*, das überwiegend schwach ist, als nur „geringfügig unregelmäßig“. Hier fragt man sich, ob es nicht einleuchtender wäre, *haben* gemeinsam mit *sein* einer Sondergruppe zuzuteilen, wie das beispielsweise auch bei Engel und im Duden geschieht.<sup>16</sup>

#### 2.2.5. Heinz Griesbach: Neue deutsche Grammatik (1986)

Griesbach differenziert zwischen Verben mit Mischformen, schwachen und starken Verben. Zu den starken Verben zählt er die ablautenden und jene mit schwachen Alternativformen. Einige starke Verben sind bei veränderter Bedeutung (vgl. *schaffen*, *schleifen*) und geänderter Satzstruktur (vgl. *hängen*, *stecken*) auch schwach. Einige andere Verben sind nur noch stark in Präfixformen (vgl. *verblich*, *erlosch*). Verben mit Mischformen sind für Griesbach solche, welche einen veränderten Stammvokal haben, sich aber sonst wie schwache Verben verhalten. Dazu gehören wie schon bei Engel die rückumlautenden Verben, Verben wie *mahlen*, *salzen*, *winken*, *stecken*, *schallen*, *dünken* und auch *wissen*. Heute wird *schallen* laut Griesbach mit den schwachen Verbformen verwendet.<sup>17</sup>

Warum, fragt man sich, führt der Autor dieses Verb dann überhaupt bei den Mischformen an? Die Historie zählt hier offensichtlich mehr als der tatsächliche Gebrauch. *Mahlen* und *salzen* haben außerdem keinen veränderten Stammvokal, lediglich ein starkes Partizip II. Es ist also nicht ganz nachvollziehbar, dass Griesbach diese Verben hier nennt.

#### 2.2.6. Duden: Die Grammatik (2006)

Der Duden unterscheidet zwischen regelmäßigen schwachen Formen (vgl. *hören* – *hörte* – *gehört*) und unregelmäßigen schwachen Formen. Unregelmäßige schwache Formen sind solche, die sich in allen Formen mit schwachen Endungen verbinden, aber im Präteritum-

---

<sup>16</sup> Vgl. Jude (1975), S. 236-244.

<sup>17</sup> Vgl. Griesbach (1986), S. 258-261, S. 266-267.

und Partizip-II-Stamm Unregelmäßigkeiten aufweisen. Die hier genannten Verben überschneiden sich mit Griesbachs Mischformen. Des Weiteren werden die starken Verben und schließlich gesondert die Modalverben sowie *wissen*, *sein*, *werden* und *haben* angeführt.<sup>18</sup>

Hier ist wiederum als problematisch anzusehen, dass zu den unregelmäßigen schwachen Formen auch solche gezählt werden, die das starke und das schwache Paradigma voll ausgebildet haben (vgl. *schallen*), wenn auch die schwachen Formen schon üblicher sind oder zumindest starke Endungen im Partizip II aufweisen können (vgl. *gesalzen*, *gewunken*). Diese Formen siedeln sich also irgendwo zwischen schwacher und starker Flexion an.

### 3. Sprachwandel und seine Faktoren

Bevor die diachrone Entwicklung des Flexionssystems im nächsten Abschnitt zur Sprache kommt, werden hier noch kurz morphologische Grundbegriffe sowie die Grundzüge des Sprachwandels erörtert. Dabei wird auch die Rolle der Suppletion besprochen und auszugsweise auf die Normenproblematik (siehe 6) eingegangen. Des Weiteren ist es in diesem Rahmen notwendig, abstrahierend Wurzels Natürlichkeitstheorie vorzustellen, welche bei Bittners Überlegungen eine große Rolle spielt.

#### 3.1. Grundbegriffe sowie -faktoren der Morphologie und des Sprachwandels

Die Morphologie, auf welcher der besondere Fokus dieser Arbeit liegt, bezeichnet man als „Sekundärphänomen“; denn die morphologische Information kann auch lexikalisch formuliert werden und wird vom Sprecher bzw. Hörer nur unterschwellig verarbeitet. Deshalb belastet sie die Kommunikation nicht. Die Flexion, welcher wir als Teilbereich der Morphologie unsere besondere Aufmerksamkeit schenken müssen, stellt eine regelhafte und wortartspezifische Veränderung von Lexemen mit syntaktisch-semantischer Funktion dar.<sup>19</sup> Es gibt drei Typen der Flexionsregeln:

- a) additive (vgl. *sag-te*): Hier findet eine quantitative Veränderung statt. Diese Flexionsregeln werden am häufigsten angewandt.
- b) modifikatorische (vgl. *gab*): Hier findet eine qualitative Änderung statt. Die Zahl der Wörter, die die notwendige Phonemstruktur besitzen ist gering. Vor allem starke Verben sind betroffen.
- c) subtraktive: Die morphologische Substanz wird vermindert.<sup>20</sup>

---

<sup>18</sup> Vgl. Duden (2006), S. 452-456, S. 466, S. 564.

<sup>19</sup> Vgl. Lüdtkke (1988), S. 1633-1635.

<sup>20</sup> Vgl. Wurzel (1984), S. 52-53.

Veränderungen im morphologischen Bestand, welcher sehr stabil ist, können auf unterschiedliche Weise vor sich gehen:

- a) Eine bestehende morphologische Regularität wird modifiziert, indem entweder ihre lexikalische Domäne oder aber ihre formalen bzw. kategorialen Anwendungsbereiche umgestaltet werden.
- b) Eine bestehende morphologische Regularität geht verloren.<sup>21</sup>
- c) Eine morphologische Regularität entsteht z.B. durch Grammatikalisierung, wobei Morpheme langsam ihre lexikalische Bedeutung und Stellungsfreiheit verlieren. Bei *-lich* handelte es sich z.B. um das Nomen ahd. *lîch* „Körper“.<sup>22</sup>

Eine Sprachveränderung, welche primär durch neue kommunikative Anforderungen bedingt ist, vollzieht sich wie folgt:

- a) Die sprachliche Innovation, welche eine Abweichung von der aktuellen Norm darstellt, steht am Beginn.
- b) Die Ausbreitung der Variante als der Prozess, der darüber entscheidet, ob diese Veränderungen den Charakter von Sprachbräuchen bekommen, folgt. Der Sprachbrauch liegt laut Moser zwischen „parole“ (individuellem Sprachgebrauch) und „langue“ (Sprachsystem, Norm).
- c) Die Durchsetzung der Neuerung, welche durch positive Bewertung sowie höhere Funktionalität begünstigt ist, steht am Ende. Dies ist der Vorgang, der Sprachbräuchen Normcharakter gibt.<sup>23</sup>

Der Prozess der Generalisierung einer Variante erfolgt parallel auf vier Ebenen:

- a) innersystematische Generalisierung (Sprachwissen des Individuums)
- b) situative und pragmatische Generalisierung (Sprachwissen des Individuums)
- c) räumliche Generalisierung
- d) gesellschaftliche Generalisierung<sup>24</sup>

Die sprachliche Neuerung ist im Idiolekt zunächst an einzelne Lexeme oder bestimmte Kontexte gebunden und wird selten gebraucht. Durch die einsetzende Generalisierung weitet sich der Gebrauch auf neue Lexeme und Kommunikationssituationen aus und das Auftreten

---

<sup>21</sup> Vgl. Bartsch/Vennemann (1982), S. 161.

<sup>22</sup> Vgl. Heringer (2009), S. 40-41.

<sup>23</sup> Vgl. Mattheier (1988), S. 1439. Vgl. auch Moser (1967), S. 18-19.

<sup>24</sup> Vgl. Mattheier (1988), S. 1448.

der neuen Variante nimmt zugleich zu.<sup>25</sup> Laut Moser gibt es zwei Richtungen der Entwicklung sprachlicher Normen:

- a) Rede (parole) > Sprachbrauch > subsistente Norm (System) > statuierte Norm
- b) Statuierte subsistente Norm > Sprachbrauch > Rede<sup>26</sup>

Der Autor unterscheidet zwischen unbewusstem und bewusstem Sprachwandel. Zu letzterem zählen einerseits die Sprachbeeinflussung, bei der keine systematische Einwirkung auf die Geltung der Neuerungen als Sprachbräuche oder -normen erstrebt wird und andererseits die Sprachlenkung als Vorgang systematischen Eingreifens in das sprachliche Geschehen mit der Absicht, eine neue Norm zu schaffen. Der unbewusste Sprachwandel ist oft nicht von Sprachbeeinflussung zu unterscheiden. In der Flexion beispielsweise vollziehen sich die Veränderungen in der Form nur schwer kontrollierbaren, un- bzw. teilbewussten Sprachwandels und bei absichtsvollen Veränderungen in der Form von Sprachbeeinflussung.<sup>27</sup>

Sprachwandel ist nicht unbegrenzt möglich, denn kognitiv-kommunikative Tauglichkeit muss immer gewährleistet sein. Die Inhomogenitäten des Sprachsystems sind der Motor der Sprachveränderung und die in einer Sprache vorhandenen Varianten bilden das Reservoir für alle Wandelprozesse.<sup>28</sup> Das Sprachsystem gibt den Rahmen der Möglichkeiten und Bedingungen für die Veränderungen ab. Der artikulatorisch-perzeptive Apparat aber wirkt unmittelbar auf das Sprachsystem, wodurch notwendig ein Ökonomiekonflikt auftritt: Der Sprecher möchte ein Minimum an lautlichem Gesamtaufwand, für den Hörer ist höchstmögliche Verständlichkeit bzw. Durchsichtigkeit der Bildung wichtig. So bedeutet die Befriedigung eines Bedürfnisses meist die Benachteiligung eines anderen. Hier haben wir es daher mit unvereinbaren Optimierungsanforderungen zu tun.<sup>29</sup> Kein Sprachsystem kann alle Bedürfnisse ganz befriedigen, und unter denjenigen, die Vor- und Nachteile mit sich bringen, ist keines unabhängig von Ort und Zeit allen anderen überlegen.<sup>30</sup>

Wie vollzieht sich nun die Entwicklung vom Syntagma zur Suppletion? Syntagmen werden zuerst zu fakultativen Enklisen (vgl. *da haben wir es* > *da hammas*) und dann (vielleicht) zu obligatorischen Enklisen, womit Flexion entsteht. Dies geschieht vor allem bei kleinen, hochfrequenten und unbetonten Wörtern. Die häufig agglutinierenden Suffixe beeinflussen die phonologische Gestalt des Wortstammes und es entstehen diskontinuierliche Flexive. Wenn die Affixe ihre Distinktion verlieren bzw. verschwinden, kommt es zu Wurzelflexion. Lassen die einzelnen Formen den Wortstamm noch erkennen spricht man von

---

<sup>25</sup> Vgl. Mattheier (2000), S. 831-834.

<sup>26</sup> Vgl. Moser (1967), S. 18-19.

<sup>27</sup> Vgl. Moser (1967), S. 23-27, S. 30.

<sup>28</sup> Vgl. Mattheier (1988), S. 1430, S. 1436.

<sup>29</sup> Vgl. Ronneberger-Sibold (1980), S. 2.

<sup>30</sup> Vgl. Ronneberger-Sibold (1980), S. 227.

„schwacher Suppletion“ (vgl. *bringen – brachte*), die meist das Resultat phonologischen Wandels darstellt. Ist dies nicht der Fall, so ist die Rede von „starker Suppletion“, welche meist auf lexikalisch-morphologischem Weg entsteht und aus dem Vorhandensein semantischer Blockierungen resultiert.<sup>31</sup> Die Präsensformen des Verbs *sein* beispielsweise lassen sich überhaupt nicht mehr in Stamm und Endung segmentieren. Hier müssen demnach alle flektierten Formen ausgetauscht werden.<sup>32</sup> Suppletion liegt laut Wurzel dann vor, wenn in einem Flexionsparadigma (wenigstens) eine Flexionsform auftritt, die nicht nach generellen phonologisch-morphologischen Regeln aus der Grundform abgeleitet werden kann.<sup>33</sup> Auch wenn laut Werner gerade Ausnahmen und Komplikationen dazu dienen können, das System im Ganzen und in Bezug auf seine Verwendung ökonomischer zu machen,<sup>34</sup> wird der größte Teil der suppletiven Formen durch die Sprecher ausgeglichen. Suppletion bleibt bei den tokenfrequenten lexikalischen Einheiten erhalten, die zum Kernbereich der Sprache zählen und aus diesem Grunde hochfrequent sind. Diese Wörter beziehen sich entweder auf den unmittelbaren Erfahrungs- bzw. Nahbereich des Menschen (Suppletionsdomäne), wo konzeptuell und damit auch sprachlich stärker differenziert wird, oder erfüllen, wie z.B. Hilfsverben, spezifische Funktionen bei der grammatischen Strukturbildung.<sup>35</sup>

Nicht jedes Wort, welches in der Suppletionsdomäne anzusiedeln ist, muss aber Suppletion aufweisen. Außerdem erfasst der Abbau von Irregularität auch hochfrequente bzw. suppletive Wörter, und zwar dann, wenn diese nicht zur Suppletionsdomäne gehören.<sup>36</sup> In der Regel sind Suppletivformen kürzer als nicht-suppletive, es gibt aber auch Ausnahmen (vgl. *besser*). Werner begründet dies mit der größeren Differenziertheit der Suppletivformen, die immer noch einen Vorteil für den Hörer darstellt und damit, dass solche Formen oft auch Übergangstypen bei der Entstehung bzw. Reduktion von Suppletivformen sind.<sup>37</sup>

### 3.2. Die Natürlichkeitstheorie im Rahmen der Bittnerschen These

Zu Beginn soll geklärt werden, was der sprachwissenschaftliche Terminus „natürlich“ überhaupt bedeutet und in welcher Weise ihn Bittner auf seine These anwendet. Laut Mayerthaler und Wurzel sind grammatische Strukturen bzw. Prozesse

dann natürlich, wenn sie in verschiedenen Sprachen weit verbreitet sind, durch Sprachveränderung häufig entstehen, aber selbst relativ resistent gegen sie sind, durch das Kind beim Spracherwerb relativ früh erworben und von Sprachstörungen verhältnismäßig selten betroffen sind.<sup>38</sup>

---

<sup>31</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 24-25. Vgl. auch Bittner (1996), S. 29-34.

<sup>32</sup> Vgl. Ronneberger-Sibold (1980), S. 145.

<sup>33</sup> Vgl. Wurzel (1985), S. 128.

<sup>34</sup> Vgl. Werner (1977), S. 282.

<sup>35</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 30-31

<sup>36</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 32, S. 34.

<sup>37</sup> Vgl. Werner (1977), S. 280-281.

<sup>38</sup> Bittner (1996), S. 8.

All dies und mehr trifft auf die schwachen Verben laut Bittner zu (siehe 5.1.). Das Konzept der Natürlichkeit steht in der Tradition des Konzepts der Merkmalhaftigkeit und wurde vor allem von Jakobson und Trubetzkoy entwickelt, zuerst allerdings nur im Bereich der Phonetik. Mayerthaler hat das Konzept erstmals auf die Morphologie angewandt. Der Autor formuliert im Rahmen einer systemunabhängigen Natürlichkeit drei Prinzipien:

- a) das Prinzip der Uniformität und Transparenz: Uniformität besteht dann, wenn es eine eindeutige Zuordnung von Form und Funktion gibt. Transparent sind Paradigmen, die konstruktionell und semantisch durchsichtig sind, also z.B. monofunktionale Flexive aufweisen.
- b) das Prinzip des konstruktionellen Ikonismus: Konstruktionell ikonisch ist, wenn ein semantisches Mehr durch ein Mehr an formalen Mitteln ausgedrückt wird. Affigierungen haben maximales, 0-<sup>39</sup> und subtraktive Prozesse kein ikonisches Funktionspotential. Die Symbolisierung des Präteritums der schwachen Verben ist demnach optimal, nicht aber die der starken.
- c) das Prinzip des phonetischen Ikonismus: Hierbei spielt der Zusammenhang zwischen einer Kategorie und der Art und Weise ihrer phonologischen Kodierung eine Rolle. Diminutivsuffixe haben z.B. vorzugsweise nicht-tiefe bzw. hohe Vokale und/oder palatale Konsonanten.<sup>40</sup>

Mayerthaler unterscheidet drei Formen der Markiertheit:

1. die semantische Markiertheit von Kategorien: Eine Kategorie ist semantisch weniger markiert, wenn sie biologisch-neurologisch determinierte Sprechereigenschaften spiegelt, wie z.B. die 1. Person.
2. die Symbolisierungsmarkiertheit: Optimal ist eine Symbolisierung, wenn sie konstruktionell ikonisch, uniform und transparent ist.
3. die Markiertheit symbolisierter Kategorien (basierend auf 1. und 2.)<sup>41</sup>

Die von Mayerthaler in Anlehnung an Bailey postulierten Theoreme der Markiertheitstheorie besagen, dass morphologischer Wandel, der nicht auf Entlehnung, Normierung etc. beruht, von weniger Natürlichkeit (starke Flexion) zu mehr Natürlichkeit (schwache Flexion) verläuft und dass da, wo stärker und schwächer markierte Formen miteinander konkurrieren, sich die schwächer markierten durchsetzen.<sup>42</sup>

---

<sup>39</sup> Anm.: 0-Prozesse sind solche, bei denen ein semantisches Mehr nicht durch ein Mehr an formalen Mitteln ausgedrückt wird. Ein Wort, wie z.B. *Gürtel*, verändert sich im Plural nicht; es erhält lediglich einen Pluralartikel, jedoch kein Suffix (vgl. Sg. *der Gürtel* – Pl. *die Gürtel*).

<sup>40</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 9-10.

<sup>41</sup> Vgl. Mayerthaler (1981), S. 11-27, S. 34-35, S. 92-93. Vgl. auch Wurzel (1984), S. 22-23, S. 28-29.

<sup>42</sup> Vgl. Wurzel (1984), S. 24.



Der Natürlichkeitskonflikt ist immanenter Bestandteil der Natürlichkeitstheorie. Die Sprecher versuchen, ihr sprachliches System mit Hilfe universeller Bewertungsprinzipien zu optimieren, indem sie nicht-entsprechende Flexionsformen vermeiden. Das können sie nur durch die Anwendung der vorhandenen morphologischen Regeln. Der Konflikt liegt hier: Es gibt keine einheitlichen Optimierungsparameter für das gesamte Sprachsystem, sondern nur sich widersprüchlich auswirkende für jede einzelne Komponente (siehe auch 3.1.). Ein Anwachsen phonologischer Natürlichkeit bewirkt beispielsweise den Abbau funktionaler Formdistinktionen, während die Optimierung morphologischer Natürlichkeit in Bezug auf das Verhältnis von Artikulation und Perzeption zu Belastungen führt.<sup>43</sup> Die Entwicklung morphologischer Einheiten führt also nicht automatisch zu transparenten, uniformen und ikonischen Symbolisierungen. Vielmehr wirken die Strukturbedingungen und Veränderungsmöglichkeiten einzelsprachlicher Systeme bestimmend auf die Organisation morphologischer Systeme.<sup>44</sup>

Hier ist Wurzels Ausgangspunkt: Morphologische Prozesse und Eigenschaften sind seiner Meinung nach dann natürlich, wenn sie seinen systembezogenen Prinzipien Systemangemessenheit und Flexionsklassenstabilität entsprechen, und zwar unabhängig davon, ob sie mit den Parametern der systemunabhängigen Prinzipien übereinstimmen oder nicht. Die Produktivität und das Durchsetzungsvermögen der systembezogenen Natürlichkeitsprinzipien sind wesentlich größer als die der systemunabhängigen und nicht durch diese eingeschränkt.

Systemangemessenheit bezieht sich auf Flexionsklassen, -formen, -systeme und Markertypen. Nahezu alle natürlichen Sprachen zeigen auch nicht-systemangemessene Erscheinungen; d.h., unterschiedliche Strukturzüge (z.B. Dentalsuffix und Ablaut) konkurrieren miteinander, von denen einer meist dominiert. Schwache Verben sind einheitlicher aufgebaut, dominieren auch quantitativ deutlich, nehmen überwechselnde Verben auf und determinieren die Bildung neuer Verben. Sie repräsentieren die systemdefinierenden Struktureigenschaften.

Flexionsklassenstabilität resultiert aus der Kopplung morphologischer Klassen an außermorphologische Eigenschaften (wie z.B. die Tokenfrequenz) und aus dem implikativen Aufbau morphologischer Strukturen. Paradigmenstrukturbedingungen (= Regeln, nach welchen das Auftreten einer nichtmorphologischen Eigenschaft das Auftreten anderer Eigenschaften bedeutet) sichern den implikativen Zusammenhang der Flexionsformen eines Paradigmas und damit die Zuordnung von Wörtern und ihren Flexionsklassen. Die jeweils größere Flexionsklasse ist stabil, sie nimmt Wörter auf. Die jeweils kleinere instabile verliert Wörter. Instabile nicht an außermorphologische Eigenschaften gekoppelte Flexionsklassen tendieren zum Abbau. Für die Stabilität ist die Typefrequenz von entscheidender Bedeutung. Im Konfliktfall überwiegt, wie Wurzel annimmt, die Bedeutung der Systemangemessenheit. Die-

---

<sup>43</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 7, S. 9. Vgl. auch Wurzel (1984), S. 30, S. 192-194.

<sup>44</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 13.

se stellt die Voraussetzung für Produktivität dar, welche demnach keine primäre, sondern eine abgeleitete Größe ist (siehe auch 5.1.).

Durch Systemangemessenheit und Klassenstabilität bedingte Veränderungen führen zu weniger markierten, natürlicheren Flexionssystemen. Hinsichtlich ihrer konkreten Realisierung sind sie sprachspezifisch, stellen aber genau wie die übrigen Natürlichkeitsprinzipien universelle morphologische Prinzipien dar.<sup>45</sup> Sprecher nutzen auch diese unbewusst aber zwangsläufig und favorisieren dabei möglichst einheitlich aufgebaute Systeme, die den Rahmen für Sprachveränderungen abgeben, sie auch bedingen, selbst aber nur außermorphologisch initiierten unterliegen.<sup>46</sup>

An konkreten Beispielen soll nun noch gezeigt werden, wie die Natürlichkeitsprinzipien einzelsprachlich wirken: Eine agglutinierende Sprache, wie beispielsweise Türkisch, entspricht den Natürlichkeitsprinzipien am meisten, sie ist bezogen auf die Wortlänge aber markiert. Türkisch weist nahezu ausschließlich Grundformflexion auf, viel Affigierung (große Transparenz), keinen Artikel, (fast) durchgängig separate Symbolisierung (große Uniformität) und keine Flexionsklassen. Sprecher fusionierend-flektierender Sprachen, wie z.B. Deutsch, entscheiden sich dagegen für das Natürlichkeitsprinzip der optimalen Wortlänge und damit für kurze Wörter, deren Morpheme mehrere Kategorien symbolisieren. Die Grundzüge eines Flexionssystems konstituieren somit den einzelsprachlichen Rahmen, der den Grad und die Form der Durchsetzbarkeit systemunabhängiger Natürlichkeitsprinzipien bestimmt.<sup>47</sup>

#### **4. Diachrone Darstellung: Entwicklung des Flexionssystems**

Um aktuelle Gegebenheiten und Tendenzen besser nachvollziehen zu können, ist es notwendig, hier einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung des Flexionssystems zu geben. Dabei werden die starken und schwachen Verben der jeweiligen Epoche und das Verhältnis, in dem sie zueinander stehen, betrachtet. Fast vollständig außer Acht lasse ich bei meinen Erläuterungen die Entwicklung der Modal- und Hilfsverben, da sie im Rahmen dieser Arbeit eigentlich keine Rolle spielen.

Zu allererst wird von Interesse sein, warum das System der Ablautklassen nicht mehr das ist, was es einmal war, und aus welchen Gründen es bei den nun folgenden Erörterungen dennoch nicht unberücksichtigt gelassen werden darf.

---

<sup>45</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 13-18.

<sup>46</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 20-21.

<sup>47</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 21-22.

## 4.1. Das Ablautsystem: wenige Regeln, viele Ausnahmen

Ist es heute noch sinnvoll, von einer Klasse der starken Verben zu sprechen, wenn wir davon ausgehen, dass sich eine derartige Klasse durch eine gewisse Systematizität, Uniformität sowie Produktivität auszeichnen müsste? Nein, dann wohl nicht. Dann gibt es laut Augst eine Klasse der schwachen Verben und eine nicht allzu geringe Anzahl von schlichten Ausnahmen.

Für die Grammatiker der Aufklärung, aber auch für Erben gibt es keine Klasse der starken Verben. Sie rechnen sie mit zu den Ausnahmen. [...] Andere Grammatiker, wie die der historischen Schule, aber auch Hock, Halle und Wurzel, setzen eine Subklasse starke Verben an, ohne sagen zu können, wie der Sprachteilhaber schwache und starke Verben unterscheidet.<sup>48</sup>

Ein sprachliches Bildungssystem, das keine Neuzugänge hat, gibt sich allmählich selbst auf.<sup>49</sup> Die starken Verben sind schwach, weil es sie als Subklasse gar nicht mehr gibt. Aber als Ausnahmen sind sie stark.<sup>50</sup>

Augst spricht hier von der Tatsache, dass sich viele starke Verben wegen ihrer Zugehörigkeit zum Grundwortschatz bzw. ihrer (in Folge) hohen Gebrauchshäufigkeit als sehr widerstandsfähig gegenüber dem Wechsel zur schwachen Flexion erweisen. In einem Ablautsystem können diese sogenannten „Ausnahmen“ immer noch nach unterschiedlichen Kriterien Ablautreihen zugeordnet werden. Je nachdem, welche Kriterien angesetzt werden, ergeben sich mehr oder weniger Reihen. Müßig wäre es, hier auf alle möglichen Klassifizierungen einzugehen. Nur ein paar Beispiele seien genannt: Augst verteilt, ohne die Besonderheiten mit einzubeziehen, 139 starke Verben auf 25 verschiedene Ablautreihen.<sup>51</sup> Unter Berücksichtigung der Besonderheiten könnte man auch 52 Ablautreihen bzw. -strukturen ansetzen.<sup>52</sup>

[Es] ist Zweifel daran berechtigt, ob man überhaupt noch von einem Ablautsystem sprechen kann. Nur in den Klassen Ia [...], III a [...], I b und II b [...] liegt die Zahl der Paradigmen [...] über 10. 30 Ablautreihen sind nur noch durch ein Verb vertreten (vgl. *saufen, wägen, saugen, kommen* etc.) und daher nicht von Sonderentwicklungen zu unterscheiden. Es gibt kaum einen Infinitivvokal, von dem aus man mit Sicherheit eine Ablautreihe vorhersagen kann.<sup>53</sup>

Die einzelnen Ablautreihen haben sich vom Idg. an kontinuierlich vermehrt. Zuerst waren es nur 5, im Ahd. dann schon 7 (bei Augst 15, bei Bittner 25 Ablautstrukturen)<sup>54</sup>, im Mhd. laut Bittner 27 und im Nhd. mindestens 50.<sup>55</sup> Eine genaue Zahl kann und muss hier nicht festgelegt werden. Fakt ist jedenfalls: Die zahllosen Ausnahmen machen das Ablautsystem als Regelsystem schwer handhabbar. Wir werden uns dennoch dieses Systems bedienen um mit seiner Hilfe gewisse Entwicklungen der starken Verben nachvollziehbar zu machen.

---

<sup>48</sup> Augst (1975), S. 264.

<sup>49</sup> Augst (1975), S. 265.

<sup>50</sup> Augst (1975), S. 267.

<sup>51</sup> Vgl. Augst (1977), S. 164.

<sup>52</sup> Vgl. Augst (1975), S. 233.

<sup>53</sup> Augst (1977), S. 158-159.

<sup>54</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 132.

<sup>55</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 202.

## 4.2. Diachrone Entwicklung des deutschen Flexionssystems

### 4.2.1. Voralthochdeutsche Entwicklungen

Die freien Akzentverhältnisse im Idg. führen zur Entstehung der stammvokalischen Alternation.<sup>56</sup> Bei den Verben bilden sich die Vokalvarianten idg. *e – o* (Ablautreihe 1-5) und *a – ô* (Ablautreihe 6) heraus.<sup>57</sup> Die Bildung ist dabei von der Phonemstruktur der Verbwurzel abhängig.<sup>58</sup> Die idg. bzw. germ. Einteilung der starken Verben in fünf bzw. sechs Klassen ist damit begründet, dass der idg. bzw. germ. Ablaut *e – o* bzw. *e – a* in jeweils unterschiedlicher lautlicher Umgebung auftritt (vgl. germ. *geban – gab*). In der 1. Klasse zeigt sich germ. die Ausnahmeform *rītan* (< idg. *\*reit-*), die den regelmäßigen Wechsel von *e – a* stört; in der 2. Sg. und dem Pl. Prät. bildet sich wegen eines anderen Akzentes je nach Umgebung ein neuer Vokal heraus bzw. der Vokal der 1., 3. Sg. wird gedehnt und kann dann auch im Partizip II erscheinen, was – auf dem Weg zum Ahd. – eine viergliedrige Ablautstufung zur Folge hat (vgl. ahd. *helfan – half – hulfum – giholfan*). Dass der Ablaut ahd. und mhd. nur in der 1., 3. Sg. Prät. steht, zeigt deutlich, dass er ursprünglich keine tempusunterscheidende Funktion hatte.<sup>59</sup>

Im westgerm. System stehen sich die sechs Flexionsklassen der ablautenden Verben und die Klasse der reduplizierenden Verben gegenüber.<sup>60</sup> Diese 7. Klasse ist ein Sammelbecken für eine große Fülle von Verben, die im Germ. ihr Präteritum durch Reduplikation bilden. Als diese Form der Tempusbildung schließlich ahd. nicht mehr produktiv ist, wird der dabei aufgetretene Vokalwechsel (vgl. ahd. *haltan – hialt*) als Ablaut verstanden.<sup>61</sup> Die Verben dieser Klasse fallen im Ahd. mit den Verben der 6. Klasse, welche auf dem idg. Wechsel von *a – ô* (ahd. *a – uo: faran – four*) beruhen, zusammen.<sup>62</sup> Die 6. und 7. Klasse unterscheiden sich dadurch von den ersten fünf Klassen, dass sie im ganzen Präteritum nur einen Vokal haben.<sup>63</sup>

Die Lexeme besitzen auf Grund von phonologischen Veränderungen nun nicht mehr die ursprüngliche Phonemstruktur. Das Bildungsprinzip der Variation wird zum Ahd. hin undurchsichtig.<sup>64</sup> Die Akzentvarianten gehen verloren, die Stammsilbe wird betont. Da der Unterschied zwischen *e – a* und *a – ô* nun ohne phonetische Begründung ist, wird der Ablaut bei den Verben allmählich als ein Mittel der Tempusunterscheidung empfunden.<sup>65</sup>

---

<sup>56</sup> Vgl. Kern (1977), S. 36.

<sup>57</sup> Vgl. Augst (1977), S. 151.

<sup>58</sup> Vgl. Kern (1977), S. 36.

<sup>59</sup> Vgl. Augst (1977), S. 145-146, S. 151-152.

<sup>60</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 200.

<sup>61</sup> Vgl. Augst (1977), S. 147.

<sup>62</sup> Vgl. Augst (1975), S. 249.

<sup>63</sup> Vgl. Augst (1977), S. 147.

<sup>64</sup> Vgl. Kern (1977), S. 36.

<sup>65</sup> Vgl. Augst (1977), S. 151.

Die Herausbildung der produktiven Klassen der schwachen Verben im Westgerm. führt dazu, dass nun mehrere, unterschiedlich motivierte stabile Flexionsklassen nebeneinander stehen. Schwache sowie starke Klassen bleiben bis ins Ahd. deutlich voneinander getrennt.<sup>66</sup>

Da das Got. als älteste belegte Sprache des Germ. vier separate schwache Verbalklassen aufweist, setzt man in der Regel auch für das gesamte Germ. eine ursprüngliche Anzahl von vier Klassen an: die *jan*-Klasse, die *ôn*-Klasse, die *an*-Klasse und die *nan*-Klasse.

- a) Die *jan*-Verben, welche Kausativbildungen zu starken Verben oder Faktitivbildungen zu Adjektiven darstellen, weisen ein Suffix *\*-ja* auf (vgl. got. *sôkjan*). Die Klasse der *jan*-Verben stellt die größte der (schwachen) Verbalklassen dar.
- b) Die denominal bzw. deverbativ gebildeten *ôn*-Verben bezeichnen häufig eine längere Tätigkeit und haben ein Suffix *\*-ôja*. Im Got. ist nur noch das lange *-ô-* erhalten (vgl. *salbôn*).
- c) Bei den *an*-Verben ist das Suffix nicht eindeutig rekonstruierbar. Es erscheint im Got. als *-ai* oder *-a* (vgl. *liban*). Die Klasse zählt zu dieser Zeit relativ wenige Mitglieder, erlebt im Ahd. aber ein starkes Wachstum.
- d) Die 4. Verbalklasse der *nan*-Verben umfasst mehrheitlich von Adjektiven abgeleitete Intransitiva und Inchoativa, d.h. Verben, die den Übergang in einen Zustand bezeichnen. Das Ableitungssuffix zeigt sich im Got. als *-na/nô* (vgl. *usbruknan*). Im Westgerm. ist diese Gruppe als separate Flexionsklasse untergegangen.<sup>67</sup>

#### 4. 2. 2. Das althochdeutsche Flexionssystem

Die sieben Ablautreihen des Ahd. können auf Grund von phonologischen Veränderungen, welche sich auf dem Weg zum Ahd. hin ergeben, in etliche Untergruppen eingeteilt werden. Dieses System ist somit wesentlich komplizierter als das voralthochdeutsche. Die ersten drei Ablautreihen sind in a und b unterteilt:

1. Ablautreihe: a) *rîtan – reit*, b) *lîhan – lêh*
2. Ablautreihe: a) *biogan – boug*, b) *biotan – bôt*

Die Formen mit *-ê-* bzw. *-ou-* gehen im Spätmhd. zurück, die Formen mit *-ei-* und *-ô-* setzen sich durch (siehe S. 24). Der durch Brechung verursachte Unterschied in der 3. Ablautreihe ist bis heute erhalten (vgl. a) *swiman – swam*, b) *helfan – half*).<sup>68</sup> Die Brechung (Assimilation) von *u* zu *o* und *iu* zu *io* erfolgt bei *a*, *e*, *o* der Folgesilbe, außer bei Nasal und Konsonant; die Brechung von *e* zu *i* erfolgt vor *i*, *j*, *u* der Folgesilbe oder bei Nasal und Konsonant (vgl.

<sup>66</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 201.

<sup>67</sup> Vgl. Bammesberger (1986), S. 83-85.

<sup>68</sup> Vgl. Augst (1977), S. 146-153.

germ. \**beudan* > ahd. *beotan* > *biotan* > *bieten*).<sup>69</sup> Durch diese phonologische Veränderung haben Sg. und Pl. Präs. verschiedene Vokale. Des Weiteren tritt in allen sieben Ablautreihen auch der grammatische Wechsel auf (vgl. 2. Ablautreihe: *siodan* – *sôd/t* – *sutum* – *gisotan*). Eine weitere Besonderheit stellen die *j*-Präsentien dar. Einige germ. Verben haben im Infinitiv und Präsens ein *-j-*, das zusätzlich das Tempus anzeigt und im Ahd. die Brechung von *e* zu *i* sowie den ahd. Primärumlaut von *a* zu *e* bewirkt (vgl. germ. *settjan* > ahd. *sitzan*, germ. *bewagjan* > ahd. *bewegn*).<sup>70</sup>

Vor allem der Primärumlaut sowie der Wechsel von *e* zu *i* im gesamten Sg. Präs. führen bis zum Mhd. zu drei Varianten der Formenbildung des Präsens (siehe 4.2.3.). Umlaut, Monophthongierung (germ. *ai* > *e/ei*, *au* > *o*) und Diphthongierung (germ. *e* > *ie*, *o* > *uo*) sorgen für eine weitere Aufsplitterung der Klassen. Nach wie vor leistet der Ablaut bei ca. 75 % der Verben die Numerusdifferenzierung von Sg. vs. Pl. Prät. und symbolisiert auch Person und Modus.<sup>71</sup>

Im Ahd. existieren noch drei schwache Klassen: Die *ôn*-Klasse, die *ên*-Klasse und die *jan*-Klasse. Die *jan*-Verben sind in drei Untergruppen geteilt:

- a) ursprünglich kurzsilbige Verben, die keinen Wurzelvokalwechsel zwischen Präsens und Präteritum aufweisen, da das Präteritum schon im Ahd. umgelautet wurde (vgl. ahd. *nerien* – *nerita*, mhd. *nerjen* – *ner(e)te*)
- b) lang- und mehrsilbige Verben mit nicht-umlautfähigem Wurzelvokal (vgl. *sagen*)
- c) lang- und mehrsilbige Verben mit Wurzelvokalwechsel<sup>72</sup> (vgl. germ. *brannjan* > ahd. *brennen*, *brannida* > *branta*): Der Bindevokal *-i-* geht im Präteritum verloren, bevor der den Primärumlaut bewirken konnte.

Die Verben dieser letzten Gruppe weisen nun im Gegensatz zu den kurzsilbigen *jan*-Verben einen Vokalwechsel zwischen (umgelautetem) Präsens und (nicht-umgelautetem) Präteritum auf. Mit zunehmender Morphologisierung dieses sogenannten „Rückumlauts“ werden die beiden Gruppen der *jan*-Verben zu separaten Flexionsklassen. Der Stammbildungsvokal *-o-* der *ôn*-Klasse kommt auch bei den beiden *jan*-Klassen vor. Eine Ursache dafür ist, dass die Endungsnivellierung bei den *ôn*-Verben erst später eintritt als bei den anderen schwachen Klassen. Überdies handelt es sich bei der *ôn*-Klasse um die größere. Die Veränderung der Infinitivendungen führt weiters zu einer Verringerung der Distinktivität zwischen den Verben der *jan*- und der *ên*-Klasse. Die außermorphologische Eigenschaft der Infinitivendung der starken Verben *-an* ist als Flexionsklassenmerkmal weiterhin wirksam, geht aber dort verloren, wo ein entsprechendes segmentales Strukturmuster innerhalb der ablautenden Verben

<sup>69</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 132.

<sup>70</sup> Vgl. Augst (1977), S. 146-153.

<sup>71</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 132-133.

<sup>72</sup> Vgl. Grosse (1984), S. 1335. Vgl. auch Sonderegger (1979), S. 91.

fehlt bzw. unterrepräsentiert ist. Diese Verben bilden ihre Formen schwach, zeigen *-en* im Infinitiv und gehen dadurch in die schwache Flexionsklasse über.<sup>73</sup>

Abschließend soll nun kurz erläutert werden, wie es um die quantitativen Verhältnisse im Ahd. bzw. später Mhd. bestellt ist. Zu ahd. Zeit gibt es 2440 schwache, 20 unregelmäßige bzw. gemischte und 349 starke Verben. Im Mhd. sind 41 dieser starken Verben untergegangen, d.h. nicht mehr belegt oder durch verwandte schwache Verben ersetzt (vgl. *fluochan* > *fluochôn*), 8 sind schwach geworden. Der Verlust hält sich also noch in Grenzen, jedoch gibt es kaum starke Neubildungen. 19 schwache Verben des Ahd. treten wiederum als stark auf (vgl. *nîden*), des Weiteren gibt es 20 neue starke Verben (vgl. *glimmen*, *prîsen*).<sup>74</sup> Diese Entwicklungen lassen sich dadurch erklären, dass die Flexionsklasse der schwachen Verben noch nicht einheitlich ist. Einzelne ablautende Distinktionsmuster dominieren hier,<sup>75</sup> und zwar die des Typs *riten*, des Typs *binden* und des weit weniger produktiven Typs *helfen/nehmen*. Diese Muster sind gleichzeitig auch Zielpunkt der meisten Flexionsklassenwechsel.<sup>76</sup>

#### 4. 2. 3. Das mittelhochdeutsche Flexionssystem

Bis zum Mhd. werden durch den mhd. Sekundärumlaut alle umlautbaren Vokale (kurze, lange und Diphthonge) vor *-i-* und *-j-* der Folgesilbe umgelautet, was sich, wie bereits angedeutet wurde, bei den starken und den Rückumlautverben auswirkt.

Die anhaltende phonologische Neutralisation der unbetonten Endsilbenvokale führt einerseits zur Vereinheitlichung der Infinitivendungen (> *-en*), was die phonologischen Bedingungen, welche den Sekundärumlaut bewirken (würden), wiederum tilgt, und andererseits zur Vereinheitlichung der ehemals klassenspezifischen Distinktionen in den Ind.- und Konj.-Präs.-Suffixen der starken und schwachen Verben. Die Indikativendungen der starken Verben unterscheiden sich von den Konjunktivendungen nun im Prinzip nur noch durch den auslautenden Dental der 3. Sg./Pl. Darüber hinaus lauten die Lexemvokale der Indikativformen im Singular dort um, wo dies phonologisch möglich ist (vgl. *nemen* – *nime*), während der Konjunktiv unverändert bleibt. Bei den schwachen Verben entfällt diese Umlautung. Die phonologische Neutralisation bewirkt des Weiteren die Aufhebung der Distinktion zwischen Ind. und Konj. Prät. bei den schwachen Verben. Bei den starken Verben leistet der Umlaut des Lexemvokals, wenn dieser umlauffähig ist, immer noch eine Konjunktivkennzeichnung.<sup>77</sup>

Es existieren nun noch drei Bildungsmuster bei ablautenden Verben im Präsens:

- a) durchgehender Infinitivvokal wie bei den schwachen Verben (vgl. *binden*)

<sup>73</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 134, S. 136-137.

<sup>74</sup> Vgl. Augst (1975), S. 254-256.

<sup>75</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 201.

<sup>76</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 143.

<sup>77</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 139. Vgl. auch Kern (1977), S. 54-55, S. 57.

- b) Vokalopposition zwischen Singular und Plural (vgl. *helfen*: *hilfe* – *hilf(e)st* – *hilf(e)t* – *helfen* – *helft* – *helfent*)
- c) Vokalopposition zwischen 1., 2., 3. Sg. und Plural (vgl. *var* – *verst* – *vert* – *varn*)

In der 2. Sg. Prät. steht nun der umgelautete Vokal des Pl. Prät. (vgl. *half* – *hülfe* – *hulfen*), welcher, wie im Ahd., identisch mit den Formen der 1., 3. Sg. Konj. Prät. ist, da im gesamten Konj. Prät. der umlautfähige Vokal umgelautet wurde und der Umlaut damit die Funktion der Konjunktivsymbolisierung übernahm, die die Endungen nicht mehr leisten konnten.

Im Präsens der schwachen Verben wird die Endung der 1. Sg. *-n* (vgl. *suoche* vs. *salben*) beseitigt, indem der Marker *-e* auch auf die Verben mit *-n* übertragen wird. Das Suffix *-en* dient nun auch als eindeutiger Pluralmarker (vgl. *wir salben*). Hinsichtlich der Präteritumkennzeichnung können drei Typen unterschieden werden:

- a) Verben mit Rückumlaut (vgl. *brennen* – *brante*)
- b) Verben ohne Bindevokal (vgl. *suochen* – *suochte*)
- c) Verben mit Dentalsuffix und Bindevokal *-e* (vgl. *salben* – *salbete*)

Allmählich verschwindet im Präteritum und Partizip II der Bindevokal durch Synkope in unbe-  
tonter Silbe.<sup>78</sup>

Laut Bittner ist im Mhd. die automatische Zuordnung von Verben zu einer Flexionsklasse der starken bzw. schwachen Verben endgültig unmöglich geworden. Es konkurrieren daher verschiedene morphologische Merkmalskonstellationen miteinander. Dabei wiegt die Type-Frequenz einiger Ablautstrukturen zunächst genauso schwer wie die der Klasse der schwachen Verben, da diese (immer) noch nicht einheitlich ist. In diesem Sinne sind auch die Übergänge von schwachen Verben zu starken zu erklären. Es findet auf Grund dieser Entwicklungen überdies eine Umorientierung auf die segmentale Struktur des ganzen Infinitivs statt. So dominieren z.B. bei Verben des Typs *rîten*, *binden* oder *bergen* die ablautenden quantitativ mehr oder weniger deutlich und determinieren für diese Verben die Zuordnung.<sup>79</sup>

Vom Mhd. bis zum Nhd. verringern sich die starken Verben um 50 %. Der Rückgang setzt an der Schwelle vom Mhd. zum Nhd. ein, als der Ablaut zum ersten Mal die funktionsgerechte Form der Tempusunterscheidung erhält. Wesentlich mehr starke Verben sind im Nhd. gar nicht mehr belegt als zur schwachen Klasse übergetreten.<sup>80</sup> 119 starke Verben des Mhd. sind im Nhd. untergegangen. Demgegenüber gibt es 54 starke Verben des Mhd., die im Nhd. ausschließlich schwach flektieren (vgl. *reihen*, *gleißen*, *niesen*, *bellen*, *winken*). Neu- oder Rückbildungen gibt es keine mehr. Nur 3 Verben, nämlich *weisen*, *preisen* und *einla-*

<sup>78</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 140, S. 144. Vgl. auch Kern (1977), S. 55.

<sup>79</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 142.

<sup>80</sup> Vgl. Augst (1975), S. 253.



den, werden im Laufe des 15. und 16. Jh. stark.<sup>81</sup> Bei *reihen* und *gleißen* gibt es auch heute noch in einigen wenigen Grammatiken (vgl. Wahrig) den Versuch, die starken Formen zu erhalten, auch wenn sie als „veraltet“ gelten und so auch gekennzeichnet werden. *Winken* flektiert im Partizip II mittlerweile auch standardsprachlich stark.

#### 4.2.4. Vom Frühneuhochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen

Folgende phonologische Prozesse sind für die Entwicklungen im Frnhd. relevant:

- a) Diphthongierung der mhd. Langvokale (vgl.  $\hat{i} > ei$ ,  $\hat{u} > au$  und  $\ddot{u} > äu$ ), die den Zusammenfall mit den mhd. Diphthongen zur Folge hat
- b) Monophthongierung der mhd. Diphthonge (vgl.  $ie > \hat{i}$ ,  $uo > \hat{u}$ ,  $üe > \ddot{u}$ )
- c) Dehnung von kurzen Vokalen in offener Silbe: Sie führt zum Zusammenfall mit den alten Langvokalen bzw. neuen Monophthongen und ist größtenteils verantwortlich für die weitere Zersplitterung des Ablautsystems zum Nhd. hin.
- d) Kürzung von Langvokalen vor Konsonantenverbindungen (vgl.  $d\hat{a}hte > dachte$ )
- e) Kürzung und Dehnung (Ausgangspunkt für den Präteritalausgleich)
- f) Vokalarundung von  $e$  zu  $ö$  (vgl.  $sw(e)ren > schwören$ ) bzw. von  $i/ie$  zu  $ü$  (vgl.  $finf > fünf$ )
- g) Apokope, die zum Zusammenfall der 3. Sg. Präs./Prät. bei den schwachen Verben führt (vgl.  $er redet - er redet < redete$ )
- h) Synkope von unbetontem  $-e-$ , besonders in der 2., 3. Sg. Prät., der 2. Pl. Prät. und im Präteritum der schwachen Verben (vgl.  $raetet > raet$ ,  $sagete > sagte$ )<sup>82</sup>

So wie Lexeme mit erweitertem Dentalsuffix  $-e-$  oft verlieren, erhalten Lexeme mit ursprünglich einfachem Dentalsuffix ein  $-e-$ . Auf diese Weise werden die historischen Gruppen gemischt. Der Ausgleich begünstigt zunächst die  $e$ -haltige Variante, im 16. ist sie zum Teil sogar dominant. Im 17. Jh. sinkt die Zahl der Belege mit  $-e-$  wieder.<sup>83</sup> Im Konjunktiv findet dieser Prozess nicht statt, was dazu führt, dass sich die morphologische Unterscheidung von Indikativ und Konjunktiv generell auf die 2., 3. Sg. und die 2. Pl. verschiebt, da es auch in der 3. Pl. mittlerweile eine einheitliche Endung gibt.<sup>84</sup> Die mhd. Pluralendung der 3. Pl. Präs.  $-(e)nt$  wird zum Nhd. hin der 1. Pl. Präs.  $-(e)n$  angeglichen. Im Frnhd. gibt es regional verschiedene Ausgleichsmöglichkeiten, die sich sogar auf den gesamten Plural ausdehnen können. Das gilt für das Obd. und besonders für das Alemannische, wo sich ein Dentalplural  $-(e)nt$  herausbildet. Vom 15. Jh. an aber ist im Omd. das nhd. System gültig, vom 16. Jh. an

<sup>81</sup> Vgl. Augst (1977), S. 160-161.

<sup>82</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 150-151.

<sup>83</sup> Vgl. Wegera/Solms (2000), S. 1545.

<sup>84</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 151.

auch im Mittelbairischen, Hessischen und Ostfränkischen. Im Alemannischen und Schwäbischen ist der nhd. Stand erst im 17. Jh. und zum Teil später erreicht.<sup>85</sup> Aus dem asymmetrischen entsteht ein symmetrisches Symbolisierungsverhältnis. Die Personalflexive der 1., 3. Pl. Präs. stimmen nun wie in allen anderen Tempus- und Moduskonstellationen überein.<sup>86</sup>

Bereits im 14. Jh. wird die Bildung der 2. Sg. Prät. der starken Verben dem Muster der schwachen Verben entsprechend verändert (vgl. *du sliefe* > *du slief(e)st*).<sup>87</sup> Danach wird der ursprüngliche Pluralvokal an den Vokal der 1., 3. Sg. Prät. angeglichen (vgl. *du bünde* > *du band(e)st*), was zu einer ikonischen Form führt. Die neue Ablautkonstellation Sg. vs. Pl. Prät. ist wesentlich weniger komplex. Außerdem verschwindet die formale Übereinstimmung mit der 1., 3. Sg. Konj. Prät. Der Ausgleich im Singular ist ein wesentlicher Schritt zum Präteritalausgleich (siehe S. 27) und entbindet den Ablaut von der Funktion der Symbolisierung der Person. Die neue Form der 2. Sg. Prät. beginnt sich etwa im 16. Jh. durchzusetzen.<sup>88</sup>

Die Symbolisierung der Distinktion Ind. vs. Konj. Prät. bleibt durch die erneute morphologische Kennzeichnung mittels Umlaut bei einem Großteil der starken Verben, bei den Rückumlautverben und Verben des Typs *denken* erhalten. Der Unterschied in den Endungen wird jedoch im Verlauf des Frnhd. durch weitgehende Apokope des -e in der 1., 3. Sg. Konj. und durch Entwicklung der *st*-Endung im Indikativ nivelliert. Die überwiegende Anzahl der schwachen Verben und die im Präteritum nicht umlautbaren ablautenden Verben unterscheiden sich nur noch in der 1. und 3. Sg.<sup>89</sup>

Die Anzahl der Distinktionsmuster wird bei den ablautenden Verben von drei auf zwei verringert, da die Sprecher bei den Verben der Ablautreihen 3b, 4 und 5 den *e/i*-Wechsel in der 1. Sg. Präs. aufgeben und bei den Verben der 2. Ablautreihe einen Abbau des Wechsels von *-ie-* zu *-iu-* im gesamten Sg. Präs. herbeiführen.<sup>90</sup> Die im 16. Jh. beginnende Tendenz zur Vereinfachung der Ablautstruktur wird obd. bis zur Mitte des 17. Jh. usuell. Darauf folgt das Wmd. und erst im 18. Jh. das Omd.<sup>91</sup> Dieser Prozess führt zu einer generellen Aufgabe der vokalischen Alternation und damit auch einer Aufgabe des Umlauts. Es bleiben Verben mit Vokalveränderung in der 2., 3. Sg. Präs. (vgl. *helfen*: *hilfe* – *hilfest* – *hilft* > *helfe* – *hilfst* – *hilft*) neben Verben mit einheitlichem Stammvokal im Infinitiv und Sg./Pl. Präs. (vgl. *biegen*: *biuge* – *biugest* – *biuget* > *biege* – *biegst* – *biegt*) stehen. Dieser Abbau der Vokalalternation findet zunächst nur in der 1. Sg. Präs. statt. Betroffene Verben sind z.B. *melken*, *weben*, *laufen*, *bersten*, *erschrecken*, *fechten*, *flechten*, *gebären*, *quellen*, *stechen* oder *wachsen*.<sup>92</sup>

---

<sup>85</sup> Vgl. Wegera/Solms (2000), S. 1546. Vgl. auch Reichmann/Wegera (1993), S. 248-249.

<sup>86</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 152.

<sup>87</sup> Vgl. Moser/Stopp (1988), S. 527.

<sup>88</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 156-157.

<sup>89</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 152. Vgl. auch Wegera/Solms (2000), S. 1546, S. 1549.

<sup>90</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 154.

<sup>91</sup> Vgl. Moser/Stopp (1988), S. 528.

<sup>92</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 154-155. Vgl. auch Reichmann/Wegera (1993), S. 253-254.

Der obd. Ansatz, durchgängig zugunsten des -e- auszugleichen, konnte sich ebenso wenig wie der obd. Ausgleich des Vokalwechsels durchsetzen (vgl. 1. Sg. *a, o, au* vs. 2., 3. Sg. *ä, ö, äü*). Noch Adelung lässt nicht-umgelautete Formen von *laufen, saufen, braten, backen* neben den umgelauteten unter Hinweis auf das Obd. zu.<sup>93</sup>

Zu den wichtigsten frnhd. Entwicklungen gehört der Präteritalausgleich. Hierbei handelt es sich um den Ausgleich des ahd. bzw. mhd. qualitativen oder quantitativen Ablauts im Präteritum der starken Verben aus den Ablautreihen 1-5 zugunsten eines eindeutigen Präteritum-vokals. Dieser Prozess bewirkt eine Reduzierung der Numerusdistinktion und damit zugleich eine schärfere Profilierung der Tempusinformatio.<sup>94</sup> Durch den Präteritalausgleich wird auch das funktionale Missverhältnis zwischen vier Ablaut- aber drei Tempusstufen abgebaut.<sup>95</sup> Lehmann vermutet, dass neben der Analogiewirkung der Ablautklassen 4-7 diese Angleichung durch den Zwang des Paradigmas der schwachen Verben geschah. Dies lässt sich noch dadurch erhärten, dass die ahd. Endung des 2. Sg. Prät. *-i*, welche den umlautfähigen Ablautvokal umlautete, im Nhd. der Endung *-st* weicht und zwar in Analogie zu den schwachen Verben (vgl. ahd. *nâmi*, mhd. *du naeme*, nhd. *du nahmst*).<sup>96</sup> Dass der Ablaut mehr oder weniger zufällig als morphologisches Kennzeichen für die Tempusunterschiede herangezogen wurde, zeigt sich daran, dass im Präteritum des germ., des ahd. und des mhd. Verbs zwei Ablautstufen vorliegen und der Ablaut somit gar keine temporale Unterscheidungsfunktion besitzt.<sup>97</sup> Meist wird entweder in Richtung des Pluralvokals ausgeglichen, wobei das durch Systemangemessenheit favorisierte Distinktionsmuster Präs. ≠ Prät. = Part. II der schwachen Verben den Vorzug erhält oder in Richtung des systemunabhängig favorisierten Singularvokals.<sup>98</sup>

Der Ausgleich tritt im 13. Jh. bei den Verben der 4. und 5. Ablautreihe auf (vgl. *nehmen: nam – nâmen – genomen > nahm – nahmen – genommen*). Der quantitative Ablaut wird durch Anpassung des kurzen Vokals *-a-* der 1., 3. Sg. an das lange *-a-* des Plurals beseitigt. Zur Durchsetzung des Distinktionsmusters Präs. ≠ Prät. = Part. II müssten mindestens 2 Vokale verändert werden.<sup>99</sup> Seltene Hinweise zeigen, dass der Numerusablaut in der 4. Ablautreihe wohl spätestens im 16. Jh. erreicht wird, jedoch noch im 14. Jh. im gesamten hd. Sprachraum gebräuchlich ist und auch im 15. Jh. noch in einzelnen Gebieten.<sup>100</sup>

Vor dem Präteritalausgleich in der 1. und 2. Ablautreihe vollzieht sich eine Aufhebung der Klassenspaltung. Dieser Prozess ist Mitte des 15. Jh. weitgehend abgeschlossen. In Ablautreihe 1 gilt *-ei-* als alleiniger Ablautvokal, in Ablautreihe 2 *-ô-*.<sup>101</sup> Seit Beginn des 15. Jh.

<sup>93</sup> Vgl. Wegera (2000), S. 1815.

<sup>94</sup> Vgl. Moser/Stopp (1988), S. 529-530.

<sup>95</sup> Vgl. Augst (1975), S. 251.

<sup>96</sup> Vgl. Lehmann (1969), S. 157.

<sup>97</sup> Vgl. Augst (1975), S. 251.

<sup>98</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 202.

<sup>99</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 158.

<sup>100</sup> Vgl. Reichmann/Wegera (1993), S. 283-284.

<sup>101</sup> Vgl. Wegera/Solms (2000), S. 1547.

erfolgt der Präteritalausgleich bei den Verben der 2. Ablautreihe (vgl. *bieten*: *bôt* – *buten* – *geboten* > *bot* – *boten* – *geboten*; *biegen*: *bouc* – *bugen* – *gebogen* > *bog* – *bogen* – *gebogen*). Schon im 16. Jh. hat sich die Angleichung des Pluralvokals an das singularische -o-, unterstützt durch den mhd. Prozess der Senkung von -u- zu -o-, vollzogen.<sup>102</sup> Seit Mitte des 15. Jh. beginnt der Präteritalausgleich auch bei den Verben der 1. Ablautreihe, zuerst allerdings nur im Schwäbischen. Im Laufe des 16. Jh. ist bereits der gesamte hd. Sprachraum betroffen. In der 1. Hälfte des 17. Jh. schließlich ist der Ausgleich usuell (vgl. *greifen*: *greif* – *griffen* – *gegriffen* > *griff* – *griffen* – *gegriffen*; *leihen*: *lêh* – *lihen* – *gelihen* > *lieh* – *liehen* – *gelihen*).<sup>103</sup> Durch die Diphthongierung von -î- zu -ei- sind Präs. und Sg. Prät. in den meisten Sprachgebieten nicht mehr zu unterscheiden, was zu einer Einschränkung der möglichen Veränderungsrichtungen führt. Hochfrequente Verben halten noch längere Zeit am -ei- fest (vgl. *reit*), allerdings nur im Sg. Prät.<sup>104</sup>

Der eigentliche Ausgleichsprozess bei den Verben der Ablautreihen 3b und 3a beginnt erst Ende des 15. Jh. bzw. im 17. Jh. und erstreckt sich bis ins 18. Jh. In Ablautreihe 3a findet die erwartbare Durchsetzung des Pluralvokals nicht statt (vgl. *binden*: *band* – *bunden* – *gebunden* > *band* – *banden* – *gebunden*).<sup>105</sup> Der Ausgleich vollzieht sich vor allem bei den Verben langsamer, deren Stamm nicht mit einem Doppelnasal endet. Der bei diesen Verben erhaltene Partizip-II-Ablaut -u- entspricht dem Pluralvokal, der seit der 2. Hälfte des 16. Jh. zunehmend in die Formen des Singulars einzudringen beginnt.<sup>106</sup> In Ablautreihe 3b ist die systemunabhängig motivierte Durchsetzung des Singularvokals -a- erwartbar (vgl. *helfen*: *half* – *hulfen* – *geholfen* > *half* – *halfen* – *geholfen*).<sup>107</sup> Laut Solms halten häufiger verwendete Verben wie *beginnen*, *rinnen* oder *schwimmen* die -u- vor Nasal zu -o- verändern, am Singularvokal -a- fest, dehnen diesen auf den Plural aus und weisen kaum Ausgleich durch den Pluralvokal auf. Sie zeigen auch nur vereinzelt schwache Formen.<sup>108</sup> Daneben besteht ein Ausgleich von Singular und Plural zugunsten des Pluralvokals -u- (vgl. *errung*, *schwung*). Die Grammatiker treten zwar für -a- ein, Gottsched jedoch führt noch regulär *schung*, *klung* und *trunk* an; auch Schinnagl nennt konkurrierende Formen wie *schwung/schwung* oder *half/hulf*. Bei einigen starken Verben dauert der Ausgleichsprozess bis zum Ende des 19. Jh. an. Obd. *hub* (Infinitiv *heben*) ist ebenso wie *drasch* und *schwur* noch Ende des 18. Jh. gut belegt.<sup>109</sup> *Schwur* ist auch heute noch, wie die Ergebnisse meiner Umfrage zeigen werden, sehr präsent in den Köpfen der Menschen. Zu Beginn des Nhd. hat sich schließlich in beiden Teilklassen der Singularvokal -a- als alleiniger Präteritalablaut durchgesetzt; nur *schinden* (das einzige Verb mit pluralischem -u- im Präteritum) und sieben Verben mit -o- im Präteritum und

<sup>102</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 159.

<sup>103</sup> Vgl. Wegera/Solms (2000), S. 1546-1547.

<sup>104</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 159-160.

<sup>105</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 160.

<sup>106</sup> Vgl. Moser/Stopp (1988), S. 536.

<sup>107</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 160.

<sup>108</sup> Vgl. Solms (1984), S. 154.

<sup>109</sup> Vgl. Wegera (2000), S. 1815.

Partizip II bleiben bestehen.<sup>110</sup> Für die Lexeme dieser beiden Ablautreihen scheint das Muster der Reihen 4 und 5 wirksam geworden zu sein, denn hier ist ein qualitativ einheitlicher Präteritalablaut *-a-* in Gebrauch.<sup>111</sup>

Moser/Stopp nennen als eigentlichen Grund für den Ausgleich das Aussterben des einfachen Präteritums in der gesprochenen Sprache. Laut Strömberg musste

[d]er umstand dass im täglichen verkehr das prät. verhältnismässig selten gebraucht wurde, [...] zur folge haben, dass derjenige, der sich irgendwie literarisch betätigen wollte, oft über die herkömmliche form [des starken Präteritums] ins Schwanken geriet.<sup>112</sup>

Der Ausgleich hatte letztendlich strukturelle Vereinfachung zur Folge, ohne dabei kommunikativen Informationsverlust zu erleiden.<sup>113</sup> Er bewirkt eine Verringerung der Distinktionsmuster von mhd. fünf auf nhd. drei:

- a) Präs. ≠ Prät. = Part. II
- b) Präs. = Part. II ≠ Prät.
- c) Präs. ≠ Prät. ≠ Part. II

Es kommt zum Wechsel von Verben in andere Ablautreihen. Als besonders produktiv erweist sich das Muster *V – o – o*, welches in der gesamten 2. Ablautreihe auftritt.<sup>114</sup> Diese Ablautreihe hat einen Anteil von etwa 14 % an allen mhd. starken Verben, wohingegen im Verlauf des 17. Jh. und später das Muster *o – o* den Anteil an der Gesamtzahl der starken Verben auf 28 % steigern kann, obwohl das Inventar der 2. Ablautreihe während des Frnhd. im gleichen Umfang reduziert wird wie das jeder anderen Reihe auch.<sup>115</sup> Gestützt durch den Prozess *u > o* und die Häufigkeit des Stammvokals *-o-* im Partizip II hat sich das Muster *o – o* bei folgenden meist seltenen Verben anderer Reihen durchgesetzt: *glimmen, klimmen, melken, quellen, schallen, schmelzen, schwellen, dreschen, fechten, flechten, löschen, schwören, pflegen, weben, gären, heben* und *schwören*.<sup>116</sup> Alle diese Verben (bis auf *fechten, flechten* und *heben*) besitzen heute auch schwache Formen. *Pflegen, weben, schallen, flechten* und *löschen* sind bereits vor dem Ausgleich aus größeren Gruppen herausgefallen, da bei ihnen zunächst *a > o* im Partizip II eintrat. Trotz prozentuellen Anstiegs des Anteils von Verben der entsprechenden Ablautstruktur tendieren auch sie verstärkt zum Übergang zur schwachen Flexion.<sup>117</sup>

Bevor die unterschiedlichen Übergangserscheinungen bei schwachen bzw. starken Verben zur Sprache kommen, soll noch ein kurzer Blick auf die Gruppe der Rückumlautverben

---

<sup>110</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 161.

<sup>111</sup> Vgl. Moser/Stopp (1988), S. 536.

<sup>112</sup> Strömberg (1907), S. 139.

<sup>113</sup> Vgl. Moser/Stopp (1988), S. 536-538.

<sup>114</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 162-163. Vgl. auch Reichmann/Wegera (1993), S. 271.

<sup>115</sup> Vgl. Moser/Stopp (1988), S. 538-539.

<sup>116</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 163-164.

<sup>117</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 164.

geworfen werden, welche im Verlauf des Frnhd. (bis auf die sechs nhd. Ausnahmen) einen Ausgleich zugunsten des schwachen Bildungsprinzips erfahren. Dieser Prozess vollzieht sich vor allem im 15. und 16. Jh. Bei einigen besonders häufigen Verben ist noch im 17. Jh. ein Wechsel belegt.<sup>118</sup> Der Angleichungsprozess der verschiedenen Gruppen schwacher Verben führt danach in einigen Mundarten sogar zur gänzlichen Aufgabe des Rückumlauts.<sup>119</sup> Semenjuk führt für die 1. Hälfte des 18. Jh. noch *genennet*, *verbrennet* und *kennete* an.<sup>120</sup> Für die 2. Hälfte belegt Paulus variierende Formen und kommt zu dem Schluss, dass um 1780 die e-Formen noch häufig in der Schreibsprache Schwabens vorkommen, ab 1790 aber stark zurückgehen.<sup>121</sup> Adelung glaubt zwar, dass die e-Formen sich durchsetzen werden, doch gibt er die a-Form noch als Hauptvariante an.<sup>122</sup>

Um dem vermehrten Übergang von starken zu schwachen Verben im Frnhd. Rechnung zu tragen, werden nun die Übergangserscheinungen vom 13.-17. Jh. (vom Spätmhd. bis zum Ende des Frnhd.) genauer erörtert. Einige Verben mit dem Stammvokal mhd. *-i-* (nhd. *> ei*) (vgl. *glichen*, *knifen*, *phifen*, *prisen*) wechseln von der schwachen in die mhd. größte 1. Ablautreihe über, da sie für Verben mit dieser Struktur die normale Klasse darstellt (wie für 36 Verben im Nhd. immer noch). Die schwachen Verben *stecken*, *dingen*, *schinden* werden stark, *stecken* lediglich im Präteritum. Daneben steht heute ein vollständig schwaches Paradigma. Diese Übertritte sind auf der Basis übereinstimmender phonologischer Struktur mit einzelnen starken Verben mit relativ hoher Type- und Tokenfrequenz, wie z.B. *stechen*, *singen* oder *binden*, erfolgt.<sup>123</sup> Die Klassen von Verben (Typ *beißen*, *binden*, *helfen*), welche im ausgehenden Mhd. aufgrund ihrer segmentalen Struktur größere Zugewinne verbuchen konnten, haben die größten Verluste, da diese auf Grund phonologischer/morphologischer Veränderungen von Flexionsklassen abgespalten wurden und neue Klassen bildeten bzw. zu anderen übergingen.<sup>124</sup>

Auffällig ist die große Zahl von Flexionsklassenübergängen beim Distinktionsmuster Präs. = Part. II  $\neq$  Prät. Betroffen sind meist niedrigfrequente Verben. Von den mhd. starken Verben mit identischer Flexion von Partizip II und Präsens geben etwa 56 % ihre starke Flexion auf. Bei den Lexemen mit einer davon abweichenden Flexionsstruktur beträgt der Schwund durchschnittlich nur 22 %. Diese Entwicklung wird für gewöhnlich mit dem obd. Präteritumschwund erklärt. Besitzen Partizip II und Präsens den gleichen Vokal, so ist keine Vokalalternation mehr gegeben. Das Bewusstsein der starken Flexion schwindet. Dabei zeigt sich eine Neigung zur Übernahme der schwachen Bildungsweise häufiger im Obd. als anderswo. Entsprechend seltener tritt in diesem Sprachraum die starke Bildungsweise ehemals

---

<sup>118</sup> Vgl. Wegera/Solms (2000), S. 1545-1546.

<sup>119</sup> Vgl. Wegera (2000), S. 1814.

<sup>120</sup> Vgl. Semenjuk (1972), S. 116.

<sup>121</sup> Vgl. Paulus (1906), S. 66.

<sup>122</sup> Vgl. Wegera (2000), S. 1815.

<sup>123</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 109-110.

<sup>124</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 167.

schwacher Verben auf.<sup>125</sup> Vom Übergang zur schwachen Bildung sind laut Bittner weder hochfrequente Verben noch spezifische Ablautmuster ausgenommen, im Gegenteil: Die Verben, die dem während des Präteritalausgleichs so produktiven Distinktionsmuster Präs. ≠ Prät. = Part. II entsprechen, tendieren im ausgehenden Frnhd. und Nhd. mehr als alle anderen zum Übergang zur schwachen Bildungsweise.<sup>126</sup>

## 5. Starke Verben vs. schwache Verben

### 5.2. Bittner vs. Augst – Tokenfrequenz vs. Gebrauchshäufigkeit

Sind die starken Verben vom Untergang bedroht? Langfristig gesehen in jedem Fall, so meint Bittner, wenn er auch verständlicherweise keinen Zeitraum angibt, in dem sich dieser Untergang vollzogen haben wird.<sup>127</sup> Auch Drosdowski und Henne stimmen mit Bittner in diesem Punkt überein.<sup>128</sup> Naturgemäß wird diese Entwicklung nicht von allen begrüßt. Kainz beispielsweise teilt die Vermutung der hier genannten Autoren, wenn er sie auch bereits einige Jahrzehnte vor ihnen äußert. Für ihn ist es jedoch eher eine Befürchtung.

Das Gefühl für die Ablautformen der starken Verba ist in unseren Zeiten bedenklich im Schwinden, vielleicht ist es in hundert Jahren tot.<sup>129</sup>

Nach dem Natürlichkeitsprinzip ist, wie bereits erläutert wurde, die schwache Bildungsform „natürlicher“, weil unmarkierter, systematischer und einheitlicher. Das spiegelt sich laut Bittner in der hohen Anzahl dieser Verben wieder und trägt zu ihrer weiteren Produktivität bei.

Bei dem [...] Verhältnis von ca. 4000 'schwachen' zu ca. 200 anderen nhd. Verben ist es gerechtfertigt, anzunehmen, daß die Bildungsweise der morphologisch realisierten Positionen der 'schwachen' Verben für den Sprecher normaler ist als die der davon abweichenden Formen der übrigen Verben. Wir können also davon ausgehen, daß die Formenbildung der 'schwachen' Verben den Normaltyp der nhd. Verbflexion darstellt.<sup>130</sup>

In Bezug auf die Entwicklung der starken Verben überwiegt für Bittner also die Bedeutung der absoluten Anzahl, auch wenn er die Rolle der Gebrauchsfrequenz nicht leugnet.

Von den 80 verbalen Wortformen die sich nach Meier (1964) unter den 1000 häufigsten Wortformen befinden flektieren 33 'stark', 14 'gemischt' und 33 'schwach'. [...] In einem anzunehmenden Grundwortschatz dominieren also ca. 5 % des nhd. Verbinventars über die 'restlichen' 95%.<sup>131</sup>

---

<sup>125</sup> Vgl. Moser/Stopp (1988), S. 526-527.

<sup>126</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 162-164.

<sup>127</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 202.

<sup>128</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 46.

<sup>129</sup> Kainz (1956), S. 371-372.

<sup>130</sup> Bittner (1996), S. 60.

<sup>131</sup> Bittner (1996), S. 64-65.

Die absolute Anzahl der schwachen Verben korreliert nicht nur mit deren Systematizität, Uniformität und Produktivität, sondern auch mit dem Grad an Übereinstimmung mit den Strukturbildungsprinzipien der jeweiligen Einzelsprache.<sup>132</sup> Laut Bittner bilden ausnahmslos alle schwachen Verben (inkl. der Rückumlautverben sowie *bringen* und *denken*) alle Flexionsformen entsprechend dem schwachen Muster, auch wenn sie einen Rückumlaut aufweisen. Andere Verben machen demgegenüber nicht alle gleichermaßen Gebrauch von den ihren Flexionsmustern entsprechenden Charakteristika. Die Modalverben z.B. lauten nicht bei allen Verben den umlauffähigen Stammvokal des Konj. Prät. um (vgl. *wollen/sollen*). Auch einige starke Verben weisen bestimmte für sie charakteristische morphologische Marker nicht auf (vgl. *dingen* - *dingte* – *düngte* – *gedungen*, *melken* – *melkte* – *melkte* – *gemolken*). Diese Verben bilden an deren Stelle die entsprechenden Formen mit Hilfe der Charakteristika der schwachen Verben.<sup>133</sup> Nur die Suppletionsverben sind vom Übergang (vorerst) ausgeschlossen; aber auch sie werden laut Bittner vermutlich letztendlich zur schwachen Bildungsform übergehen.<sup>134</sup> Wie „natürlich“ und produktiv die schwachen Verben heute sind, lässt sich auch aus folgenden Beobachtungen ersehen:

- a) Kinder lernen die Regeln zur Bildung der Flexionsformen der schwachen Verben vor den Regeln zur Bildung der starken Flexionsformen.
- b) Alle neugebildeten Verben des Nhd., ebenso die Entlehnungen sind schwach (vgl. *filmen*, *streiken*, *telefonieren*). Dem widerspricht nicht, dass deverbale abgeleitete Verben die Flexionsweise ihrer Ableitungsbasis beibehalten.
- c) Nonsenswörter werden (in Befragungen) fast ausnahmslos schwach flektiert.
- d) Bei der weitaus größeren Zahl der Versprecher in der Kommunikation werden schwache anstelle von nicht-schwachen Formen benutzt (vgl. *spinnnte/gespinnt*, *rufte/geruft*). Der umgekehrte Fall ist wesentlich seltener.
- e) Die Regeln zur Bildung der Flexionsformen der schwachen Verben werden im Fremdsprachenunterricht früher beherrscht.
- f) Die Bildung der starken Verben ist in wesentlich größerem Maße von Sprachstörungen betroffen.
- g) Der Muttersprachler ist viel eher bereit, schwach gebildete Präteritum- und Partizip-II-Formen nicht-schwacher Verben zu akzeptieren, wie z.B. *ratete*, *geratet*, als Formen des Typs *huk*, *gehacken*.<sup>135</sup>

Im Gegensatz zu Bittner sieht Augst das Kriterium der Gebrauchsfrequenz als bedeutsamer für die weitere Entwicklung der starken Verben an. In folgender Gegenüberstellung wird zwar

---

<sup>132</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 66.

<sup>133</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 60-61.

<sup>134</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 82.

<sup>135</sup> Vgl. Wurzel (1984), S. 72-73. Vgl. auch Bittner (1996), S. 68-69.



deutlich, dass die besonders häufig gebrauchten starken Verben des Grundwortschatzes länger fortbestehen, doch auch sie sich notgedrungen verändern, wenn auch langsamer.

Betrachtet man das Gesamtinventar der Verben, dann haben die starken Verben im Ahd. einen Anteil von 12,4 %, im Nhd. einen Anteil von nur 4,2 %. Betrachtet man den Grundwortschatz (200 Wörter: 59 Verben, 41 stark), dann beträgt der Anteil der starken Verben im Ahd. 70 % und im Nhd. immer noch 63 %. Während sich also das Gesamtinventar der starken Verben vom Ahd. bis zum Nhd. um 52 % verringert hat, sind es im Grundwortschatz nur 9 %.<sup>136</sup> Augst vertritt des Weiteren die Ansicht, dass

[d]er Prozeß des Untergangs bzw. des Wechsels in die schwache Klasse [...] im Wesentlichen um 1750 abgeschlossen [ist]. Die normativen Grammatiken von Gottsched, Adelung, und Heyse führen mit wenigen Abweichungen diejenigen Verben als stark an, die heute stark oder auch noch stark sind.<sup>137</sup>

Die letzte Anmerkung weist ja eigentlich schon darauf hin, dass der Übergangsprozess um 1750 keineswegs abgeschlossen sein kann. Es spricht nichts dafür, dass die Verben, die heute „auch noch stark“ sind, sich weiterhin so erhalten werden. Im Gegenteil: Alternativformen bestehen oft in Übergangsphasen bzw. in Zeiten der sprachlichen Unsicherheit. Auf kurz oder lang wird die eine Form die andere ablösen, wenn dies funktionell erscheint (d.h., wenn kein Bedeutungsunterschied durch die diversen Formen ausgedrückt wird, eine Form durch das Sinken der Gebrauchsfrequenz ungebräuchlich wird etc.). Des Weiteren kann man davon ausgehen, dass die in den Grammatiken geschilderten Sprachzustände, an welchen sich Augst orientiert, der tatsächlichen Sprachwirklichkeit oft nicht entsprechen (siehe Abschnitt 6 und 7). Die aktuellen Entwicklungen lassen außerdem deutlich erkennen, dass sich viele starke Verben im Übergang zur schwachen Flexion befinden, was teilweise auch durch die Umfrage im letzten Abschnitt bestätigt werden kann.

### **5.3. Der gerichtete Übergang von starker zu schwacher Flexionsweise**

Ein wesentlicher Punkt, der Bittners These ausmacht, wurde bisher noch nicht explizit angesprochen, und zwar die Frage, wie der Übergang von stark zu schwach seiner Meinung nach vonstatten gehen soll. Wie schon viele Autoren vor ihm hat Bittner ein Modell zur Klassifizierung starker bzw. schwacher Verben geschaffen. Dieses hebt sich allerdings von früheren deutlich ab und stellt laut Köpcke

[...] den derzeitigen Endpunkt einer langen Reihe von Klassifikationsversuchen für die [...] starken Verben dar. Der Bittnersche Ansatz [...] [geht] vom Flexionsverhalten, also grammatischen Verhalten der Verben, und nicht [wie bei Fabricius-Hansen, Halle, Ross u.a.] von deren Vokal im Präteritum aus [...].<sup>138</sup>

---

<sup>136</sup> Vgl. Augst (1975), S. 258.

<sup>137</sup> Augst (1975), S. 256.

<sup>138</sup> Köpcke (1999), S. 47.

Bittners Modell sieht nun folgendermaßen aus: Der Übergang von starken Verben zur schwachen Flexion erfasst die Formen eines Verbs stufenweise in einer bestimmten vorher-sagbaren Reihenfolge, d.h., der Abbau starker Flexionsformen geschieht nicht willkürlich. Je nach Grad der Betroffenheit vom Wandel lassen sich folgende Typen ausmachen: *Werfen* steht für ein konsequent stark gebliebenes Verb und *bellten* für ein gänzlich schwach gewor-denes. Als erstes wird der Imperativ schwach, als zweites die 2., 3. Sg. Präs., weiters das Präteritum, dann der Konj. Prät. und schließlich das Partizip II. Wenn Sprecher bei einem Verb eine starke Imperativform bilden, dann bilden sie auch Präsens, Präteritum, Konj. Prät. und Partizip II stark. Diese Strukturbildungsprozesse funktionieren nicht in der entgegenge-setzten Richtung. Wenn Sprecher ein starkes Präteritum benutzen, dann bilden sie zwar Konj. Prät. und Partizip II stark, nicht aber notwendigerweise die 3. Sg. Präs. und den Impe-rativ. Diese Muster von Formverknüpfungen lassen sich skalar darstellen, wobei der Grad starker Flexion, der durch die Anzahl der stark konjugierten Formen repräsentiert wird, von links nach rechts abnimmt.<sup>139</sup> Scharfe Klassengrenzen zwischen starken und schwachen Verben existieren also de facto nicht, vielmehr muss man von einem Stark-schwach-Kontinuum ausgehen.<sup>140</sup> An folgender Skala<sup>141</sup> soll das eben Ausgeführte veranschaulicht werden:

	<b>Imperativ</b>	<b>Präsens</b>	<b>Präteritum</b>	<b>Konj. Prät.</b>	<b>Partizip II</b>
<i>werfen</i>	<i>wirf</i>	<i>wirft</i>	<i>warf</i>	<i>wärfe/würfe</i>	<i>geworfen</i>
<i>werden</i>	<i>werde</i>	<i>wird</i>	<i>wurde</i>	<i>würde</i>	<i>geworden</i>
<i>heben</i>	<i>hebe</i>	<i>hebt</i>	<i>hob</i>	<i>höbe</i>	<i>gehoben</i>
<i>schinden</i>	<i>schinde</i>	<i>schindet</i>	<i>schindete</i>	<i>schünde</i>	<i>geschunden</i>
<i>melken</i>	<i>melke</i>	<i>melkt</i>	<i>melkte</i>	<i>melkte</i>	<i>gemolken</i>
<i>bellten</i>	<i>belle</i>	<i>bellt</i>	<i>bellte</i>	<i>bellte</i>	<i>gebellt</i>

Als letzte Bastion starken Flexionsverhaltens beim Übergang zur schwachen Konjugation fungiert also das Partizip II (vgl. *gemolken, gemahlen, geborsten, gesalzen, gefalten, gespal-ten, geschalten, gewunken*). Es wird eben *mahlt – mahlte – gemahlen* gebildet und von vie-len bereits *flechtet – flechtete*, aber noch *geflochten*.<sup>142</sup>

Bittner/Köpcke führen einerseits mit *melken* und *bersten* zwei Verben an, die im Präteri-tum durchaus auch noch starke Formen besitzen – v.a. *molk* wird in der Umfrage fast 3-mal so häufig wie *melkte* gebildet – und andererseits auch starke Partizip-II-Formen wie *gesal-zen, gespalten, gefalten* und *geschalten*, welche heute nur eingeschränkt (regional, in be-stimmten grammatischen Kontexten) gebraucht werden. *Flechten* wurde auch bei der Um-frage verhältnismäßig oft schwach gebildet, jedoch deutlich weniger häufig als *fechten*, ein Verb mit einer sehr ähnlichen segmentalen Struktur.

<sup>139</sup> Vgl. Bittner/Köpcke (2008), S. 69-71.

<sup>140</sup> Vgl. Köpcke (1999), S. 45-46.

<sup>141</sup> Vgl. Bittner/Köpcke (2008), S. 70.

<sup>142</sup> Vgl. Bittner/Köpcke (2008), S. 70.

Je nachdem, wie viele starke bzw. schwache Merkmale ein Verb heute noch aufweist, wird es von Bittner einer bestimmten Flexionsklasse zugeordnet. Da sich der Übergang von stark zu schwach vollzieht, beginnt der Autor mit Klasse 1.6., in welcher sich noch ausschließlich starke Verben befinden und endet mit Klasse 1.0, die bereits nur schwache Verben enthält.

#### 5.4. Bittners Flexionsklassen

**Flexionsklasse 1.6.:** Hier befinden sich die 29 prototypischen starken Verben, d.h., Verben, die alle Charakteristika der starken Flexion aufweisen. Fünf Verben (*löschen, quellen, schmelzen, schrecken, schwellen*) verfügen auch über ein vollständiges schwaches Paradigma. Im Sprachgebrauch ist aber häufig Vermischung der Formen intrans./trans. anzutreffen. Dabei ist die allgemeine Tendenz beobachtbar, dass die distinkte Symbolisierung durch die Übertragung der schwachen Flexion der trans. Verben auf ihre jeweiligen starken intrans. Pendanten abgebaut wird (vgl. *bleichen*). Bei der Ausnahme *schmelzen* scheinen die starken Formen zu überwiegen und *befehlen* zeigt häufig schon Formen ohne e/i-Wechsel.<sup>143</sup>

**Flexionsklasse 1.5.:** Die zu dieser Klasse zählenden 21 Verben (vgl. *saufen, werden, backen, raten, graben, laden, sein*) beugen bis auf die Imperativformen stark. Die Gruppe der Verben vom Typ *blasen* weist keinen Umlaut im Konj. Prät. auf, da der Ablaut *-ie/-i* nicht umlautfähig ist. Die Verben *backen, laden* und *raten* zeigen zunehmend schwache Formen. *Backen* hat ein fast vollständiges alternatives schwaches Paradigma, ausgenommen ist nur das Partizip II *gebacken*. Auch das starke Partizip II *geladen* erweist sich als stabil. Doch besonders im Sg. Präs./Prät. dieses Verbes gibt es eine Tendenz zum Abbau starker Formen,<sup>144</sup> was auch durch die Umfrageergebnisse – zumindest für das Präteritum – bestätigt werden konnte. Das stark suppletive *sein* stellt eine Sonderform dar und wird hier von mir nicht näher behandelt. Ob es tatsächlich einer dieser Flexionsklassen zugeordnet werden sollte, ist fraglich.

**Flexionsklasse 1.4.:** Hier befinden sich 109 Verben. Die starken Imperativformen und der Vokalwechsel im Sg. Präs. sind abgebaut worden bzw. aus phonologischen Gründen gar nicht realisierbar. Bei *beißen, beginnen, braten, hauen, rufen, heißen, hängen* und *gehen* ist der Umlaut im Konj. Prät. blockiert. Doppelformen mit Bedeutungsunterschied (je nach Transitivity) zeigen *bewegen, schaffen, scheren, wiegen, schleifen, weichen, hängen, triefen, saugen* und *gären*.<sup>145</sup> Bei einigen Verben, wie z.B. *triefen*, handelt es sich wohl eher um einen stilistischen als einen semantischen Unterschied.

---

<sup>143</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 85-86.

<sup>144</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 90-92.

<sup>145</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 92-93.

Die Distinktion der Präsens- und Präteritumformen *hauen* – *hieb* ist laut Bittner im Nhd. nicht mehr transparent, was die Tendenz zum Abbau nach sich zieht. Das schwache Präteritum *haute* ist eigentlich bereits die allgemein übliche Form.<sup>146</sup> In der Umfrage wurde das Verb bei 38 Teilnehmern lediglich 2-mal stark gebildet.

Neben *gehauen* steht auch schon selten – besonders im Obd. – ein schwaches Partizip II *gehaut*. Schwache Kennzeichnung ohne Bedeutungs differenzierung weisen im Präteritum, Konj. Prät. und Partizip II auch *weben*, *sieden*, *stieben*, *glimmen*, *klimmen*, *wägen*, *schwören*, *sprießen*, *trügen*, *gleiten*, *kneifen*, *meiden*, *scheinen*, *schreien*, *schreiten*, *speien*, *sinnen*, *spinnen* und *wringen* auf.<sup>147</sup> Natürlich kann hier bei vielen Verben (vgl. *sprießen*, *trügen*, *wringen*) nicht von normativ korrekten schwachen Formen gesprochen werden.

Im Präteritum und Partizip II von *küren* erfolgt die Verdrängung von *erkor* – *erkoren* durch *erkürte* – *erkürt*. Grammatischer Wechsel zeigt sich nur noch in *leiden*, *schneiden*, *sieden*, *ziehen*, *erkiesen*, *sitzen*, *gehen*, *stehen* und *tun*. Der Abbau des Umlauts in der 2., 3. Sg. Präs. vollzieht sich im Nhd. bei *braten*, *hauen*, *mahlen*, *saugen*, *schaffen*, *schallen*, *schnauben*, *schrauben*, *rufen*, *kommen* und *tun*. Insgesamt tritt bei 15 nhd. Verben stets Umlaut ein, 3 haben Formen mit und ohne Umlaut, 11 haben ihn abgebaut. Gegenläufige Tendenzen sind viel weniger ausgeprägt (vgl. *laufen* – *läuft*). Parallel zum Abbau des Umlauts verläuft der des *e/i*-Wechsels vom Typ *fechten* – *er ficht*. 24 Verben zeigen ihn in der 2., 3. Sg. Präs. immer, 7 haben Formen mit und ohne, bei 14 ist der Wechsel abgebaut.<sup>148</sup>

**Flexionsklasse 1.3.:** Hier befinden sich die Rückumlautverben sowie *bringen* und *denken*, Verben also, die auch früher meist als unregelmäßige in einer Klasse zusammengefasst wurden. Sie entsprechen dem Strukturbildungsprinzip der schwachen Verben, haben aber neben dem *t*-Suffix auch Rückumlaut im Präteritum und Umlaut im Konj. Prät. *Senden* und *wenden* zeigen schon schwache Formen, die allmählich zunehmen und laut Bittner nur teilweise einen Bedeutungsunterschied zwischen starken und schwachen Formen dokumentieren. Der Rückumlaut stellt auf Grund des vorhandenen Dentalsuffixes einen redundanten morphologischen Marker für die grammatische Kategorie Präteritum dar und wird deshalb bei der Mehrzahl der Verben im Nhd. abgebaut. Auch die verbliebenen hinsichtlich der segmentalen Struktur eng verbundenen Verben tendieren zum Übergang. Er beginnt bei *senden* und *wenden*, die von dieser Struktur abweichen. Der Übergang wird bei *denken* und *brennen* durch ihre Zugehörigkeit zur Suppletionsdomäne sowie semantische bzw. phonologische Gründe behindert. Der Konsonantenwechsel wirkt konservierend. Auch das suppletive *haben* wird von Bittner wegen seiner „relativen Regularität“ dieser Flexionsklasse zugeordnet.

---

<sup>146</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 93.

<sup>147</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 93.

<sup>148</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 94-95.

**Flexionsklasse 1.2.:** Von den 3 hier angeführten Verben zeigen *dingen* und *schinden* Umlaut im Konj. Prät., obwohl der Ind. Prät. schon Präsensvokal und *-t* aufweist. Das Verb *schleifen* hat wegen des *i*-Ablauts keinen Umlaut im Konj. Prät. und trotzdem steht hier fast uneingeschränkt die Form *schlisse*, während im Präteritum *schleiße* gegenüber *schliss* laut Bittner wohl schon überwiegt. Die Verben dieser Klasse zeigen starke Formen im Partizip II. *Dingen* und *schleifen* weisen auch schon oft ein vollständig schwaches Paradigma auf.<sup>149</sup> Bittner bezeichnet diese Flexionsklasse (wohl wegen der geringen Mitgliederzahl) selbst als fragwürdig, auch wenn er die Gründe dafür nicht expliziert.

**Flexionsklasse 1.1.:** Hierzu gehören *bersten*, *fechten*, *flechten*, *mahlen*, *melken* und *erschallen*. Außer bei *mahlen* treten laut Bittner bei allen Verben auch schon schwache Partizip-II-Formen auf. Bei *bersten*, *fechten* und *flechten* überwiegt eindeutig die starke Flexion, die schwachen Formen haben jedoch vor allem in der gesprochenen Sprache mittlerweile die Oberhand gewonnen. Bittner gesteht ein, dass diese Verben auch der Flexionsklasse 1.4. zugeordnet werden könnten. Eine Befragung linguistisch nicht vorbelasteter Muttersprachler bestätigte jedoch in der Tendenz eine Zuweisung zur Flexionsklasse 1.1. Von 10 Probanden entschieden sich 8 für durchweg schwache Formen, 4 davon ließen lediglich ein starkes Partizip II zu. Ein Test mit 10 erstsemestrigen Germanistikstudenten ergab Ähnliches: Bei *flechten* wurde nur 2-mal starker Imperativ genannt und ein Mal starkes Sg. Präs. Jeweils 4-mal wurden Präteritum, Partizip II und Konj. Prät. stark flektiert. Für 6 waren die Verben generell schwach.<sup>150</sup>

**Flexionsklasse 1.0.:** Die hier aufgelisteten Verben flektieren ausschließlich schwach (vgl. *dünken*, *erleichen*, *gleißen*, *kreischen*, *pflügen*, *schnauben*, *schrauben* etc.).<sup>151</sup> In den zum Vergleich herangezogenen Grammatiken werden bei *dünken*, *pflügen*, *schnauben*, *erleichen* und teilweise auch *gleißen* oft noch die starken Formen angeführt.

## 6. Sprachnormen und ihr Einfluss auf den Sprachwandel

Bei den dieser Arbeit vorausgehenden Überlegungen wurde davon ausgegangen, dass viele Grammatiken weniger den tatsächlichen Sprachgebrauch widerspiegeln, sondern den normativ erwünschten. Oft erwähnen sie archaische, im Grunde nicht mehr gebräuchliche Formen (vgl. *krisch* zu *kreischen* im Duden 1998, *rieh* zu *reihen* im Wahrig 1993, *glibß/geglissen* zu *gleißen* bei Genzmer 1995), wohingegen neuere, häufig gebräuchlichere Formen mit Missachtung „gestraft“ werden.

---

<sup>149</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 99-101.

<sup>150</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 102-103.

<sup>151</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 103.

Die Durchführung der Umfrage soll dazu dienen, herauszufinden, wie sehr der tatsächliche Sprachgebrauch in manchen Fällen schon von der Norm abweicht bzw. wie stark bestimmte normative, aber im Grunde ungebräuchliche Formen in den Köpfen der Menschen noch verankert sind. Interessante Ergebnisse wird auch der 2. Teil der Umfrage bringen, in dem es, wie bereits erwähnt, darum geht, schwache Präteritumformen der normativ starken „Bittner-Verben“ als „eher richtig“ oder „eher falsch“ einzustufen. Das sogenannte „Sprachgefühl“, welches hier zum Tragen kommt, kann demnach sehr unterschiedliche Urteile fällen und wird deshalb ebenfalls Gegenstand der Betrachtung sein.

Doch zuerst soll die Frage thematisiert werden, was sprachliche Normen eigentlich sind und wo ihre Begründung liegt bzw. auf welche Weise sich „fehlerhafter“ in normativen Gebrauch wandelt. In diesem Rahmen müssen natürlich auch konservative Sprachauffassungen betrachtet werden, welche Sprach- und damit auch Normenwandel verzögern bzw. sogar verhindern können.

## 6.1. Sprachnormen und ihre Begründungsproblematik

Peyer sieht Sprachnormen als Teil der sozialen Normen, die überindividuell das kommunikative Handeln der Menschen regeln. Sie stammen aus der variantenreichen Sprachwirklichkeit, bilden eine verbindliche Auswahl aus den sprachlich-kommunikativen Tätigkeiten einer Gesellschaft und wirken auf diese regulierend zurück. D.h., Sprachnormen etablieren sich in Bereichen des Lebens, wo prinzipiell verschiedene Arten des Verhaltens möglich sind. Strittig ist, wo und in welchem Grad der Verbindlichkeit Normen, die als Orientierungshilfe dienen, nötig sind.<sup>152</sup> Riesel versteht unter „Sprachnormen“

historisch veränderliche, aber dennoch auf größere Zeitabschnitte hinaus stabile Gesetzmäßigkeiten, mit deren Hilfe die schriftliche und die mündliche Form der Literatursprache mehr oder weniger einheitlich geregelt wird.<sup>153</sup>

Hier spielt erstmals der zeitliche Aspekt mit hinein. Kontinuität der Sprachnormen ist ebenso wichtig bzw. unumgänglich wie deren Wandel.

Steger wiederum hat eine ganz andere Herangehensweise: Er unterscheidet in seinem Aufsatz zwischen sprachlichen Gebrauchsnormen und vorbildlichen Normen. Gebrauchsnormen wären zwar für das Funktionieren des sprachlichen Zeichensystems voll ausreichend, in den vorbildlichen Normen, die „rein“ kaum verwirklicht werden, spiegeln sich aber die Leitbilder der Gesellschaft wider.<sup>154</sup> Bei Juhász kommt schließlich der Begriff *Sanktion* zur Sprache, welcher in diesem Zusammenhang nicht unwesentlich ist.

---

<sup>152</sup> Vgl. Peyer/Protmann (1996), S. 10-11.

<sup>153</sup> Riesel (1959), S. 122.

<sup>154</sup> Vgl. Steger (1968), S. 44-48.

Unter „Norm“ ist systemlinguistisch gesehen eine [...] sozial sanktionierte Realisierung des potentiell im System Gegebenen [...] zu verstehen.<sup>155</sup>

Niemand kann gerichtlich bestraft werden, wenn er die Regeln der Rechtschreibung nicht beachtet. Es gibt jedoch Einrichtungen, wie z.B. die Schule, in denen die Befolgung dieser Regeln vorgeschrieben und deren Missachtung sanktioniert wird. Es gilt auch nicht grundsätzlich als moralische Verfehlung, wenn man sprachliche Normen nicht einhält, jedoch kann dieses Verhalten Befremden sowie Tadel oder Spott hervorrufen.<sup>156</sup>

In der Gesellschaft ist alles genormt; denn ohne Norm wäre [...] keinerlei menschliche Tätigkeit denkbar.<sup>157</sup>

Es herrscht in der Sprachwissenschaft also eine prinzipielle Einigkeit darüber, dass eine Normung der Sprache notwendig ist, vor allem, um die Kommunikationsmöglichkeit zu sichern und auch um das Erlernen der Sprachen zu ermöglichen.<sup>158</sup> Die Leugnung der Notwendigkeit von Normen würde laut Juhász aus der Demokratie eine Scheindemokratie und damit eine Anarchie machen. Jede Gesellschaft hat ihre kontinuierliche Kulturgeschichte, die sich zum großen Teil in Form von Normen manifestiert. Und somit kommt die Leugnung der Verbindlichkeit von Normen einer Leugnung der kulturellen Identität gleich. Normen sind im Rahmen gewisser Grenzen, die jedoch weder zeitlich noch regional oder situativ fest sind, schlichtweg verbindlich.<sup>159</sup> Es scheint, gerade auch im Hinblick auf die Beschleunigung der sprachlichen Entwicklung, heilsam, dass die sprachliche Norm eine hemmende Wirkung hat. Sie hilft, die Kontinuität zu sichern.<sup>160</sup>

Das Ideal einer an gültigen Leitbildern orientierten, natürlich regulierten Sprachentwicklung scheint in Form einer gleitenden Norm erreicht zu sein.<sup>161</sup>

Inmitten allen Sprachwandels ist die gültige Norm jeweils neu zu bestimmen.<sup>162</sup>

Nun ist deutlich geworden, dass Normen notwendig und notwendig veränderlich sind; ein weitaus heikleres Thema ist jedoch noch nicht aufs Tableau gekommen: das Thema der Begründungsproblematik.

Juhász stellt z.B. fest, dass Normen primär auf unwillkürlich entstehenden Konventionen und erst sekundär auf bewusst vorgenommenen Präskriptionen beruhen.<sup>163</sup> Moser äußert sich zu dieser Chose ähnlich:

---

<sup>155</sup> Juhász (1985), S. 70.

<sup>156</sup> Vgl. Moser (1967), S. 22-23.

<sup>157</sup> Juhász (1985), S. 71.

<sup>158</sup> Vgl. Oksaar (1968), S. 67. Vgl. auch Moser (1967), S. 13.

<sup>159</sup> Vgl. Juhász (1985), S. 139-140.

<sup>160</sup> Vgl. Moser (1967), S. 15.

<sup>161</sup> Steger (1968), S. 48.

<sup>162</sup> Steger (1968), S. 54.

<sup>163</sup> Vgl. Juhász (1985), S. 71.

Sprachnormen werden teils bewusst von außen gesetzt in der Form von statuierten Normen, teils entstehen sie auf bewußte, oder unbewußte Weise als „gewachsene“, aus einem stillschweigenden consensus hervorgehende [...] Normen.<sup>164</sup>

Oksaar geht davon aus, dass vor allem die sozialen Prestigefaktoren oder ästhetischen Standpunkte für die Normensetzung in Grammatiken relevant sind. Dass die Normen auf Grund des „gegenwärtigen geltenden Sprachgebrauchs“ festgelegt worden sind, wie man laut Oksaar in vielen Grammatiken lesen kann, liefert allerdings keinen ernstzunehmenden Anhaltspunkt für die tatsächliche Festlegung der Normen.<sup>165</sup> Auch Moser konstatiert, dass das Kriterium der Ästhetik bei der Beurteilung der Sprache sicher eine Rolle spielt, aber eben auch zu den subjektivsten Urteilen gehört und deshalb nur in sehr begrenzter Weise verwendbar ist.<sup>166</sup>

Juhász legt bei seinen Erörterungen zur Normenproblematik einen speziellen Fokus auf die Grammatiken und kommt letztendlich zu einem ähnlichen Ergebnis wie Moser und Oksaar: Viele Grammatiken sind zwar deskriptiv (beschreibend) und präskriptiv (vorschreibend), aber ein Aspekt überwiegt meistens. Präskriptive Grammatiken sollten zwar auf einer theoretischen Konzeption beruhen, sind jedoch praktisch ausgerichtet, was bedeutet, dass sie unmittelbar normensetzend und -kodifizierend sind. Die Methoden ihrer Normensetzung sind in vielen Fällen willkürlich. Hinzu kommt, dass die einseitige Berücksichtigung historischer Faktoren dem potentiellen Normenwandel nicht oder nur wenig Rechnung trägt.<sup>167</sup> Helbig's Ansicht nach ist die Einsicht gewachsen, dass im Grunde nicht die Grammatik normativ ist, sondern nur ihr Gebrauch. Insofern kann jede deskriptive Grammatik normativ verwendet werden, womit sich der Unterschied zwischen deskriptiver und normativer Betrachtungsweise relativiert.<sup>168</sup>

Oksaar beschäftigt sich in ihrem Aufsatz mit der Frage, ob absolute Deskriptivität überhaupt möglich ist und kommt dabei zu dem Schluss, dass die proklamierte Kluft zwischen dem Sprachforscher, der den Anspruch hat, die Sprache so zu beschreiben, wie sie wirklich ist, und dem Sprachnormer, der die Sprache so darstellt, wie sie seiner Meinung nach sein sollte, in Wirklichkeit nicht so groß ist. Denn der Linguist beschreibt eine Sprache, die immer einer, wenn auch nicht kodifizierten, Norm unterworfen ist und kann dabei nicht gänzlich werturteilsfrei sein. Er klassifiziert Lexeme z.B. als „mundartlich“ oder „vulgär“ und ordnet damit Varianten in ein abstraktes Invariantensystem ein.<sup>169</sup> D.h., selbst wenn wir nur beschreiben und nicht vorschreiben, wirken wir unweigerlich am Normbildungsprozess mit. Un-

---

<sup>164</sup> Moser (1967), S. 16.

<sup>165</sup> Vgl. Oksaar (1968), S. 72, S. 68.

<sup>166</sup> Vgl. Moser (1967), S. 39-41.

<sup>167</sup> Vgl. Juhász (1985), S. 136-138.

<sup>168</sup> Vgl. Helbig (1996), S. 97-98.

<sup>169</sup> Vgl. Oksaar (1968), S. 69-70.



ser Registrieren beeinflusst das Normieren, nicht zuletzt durch die Auswahl dessen, was wir überhaupt für registrierwürdig halten.<sup>170</sup>

Nun da einigermaßen klar geworden ist, wie Sprachnormen definiert und eingeordnet werden, können wir uns im Anschluss der Frage widmen, wo eine Normveränderung ihren Anfang hat, wie sie vonstatten geht und wo sie schließlich ihren Endpunkt findet.

## 6.2. Der Weg von der „fehlerhaften“ zur normgerechten Form

Keller konstatiert in seinem Aufsatz, dass jede Veränderung einer Konvention notwendigerweise mit deren Übertretung, also einem „Fehler“ beginnt.<sup>171</sup>

Solange das Präteritum des Verbs *schrauben* noch *schrob* lautete, machte der, der *schraubte* sagte, einen Fehler. Heute machen wir alle diesen „Fehler“ und genau deshalb ist es keiner mehr. [...] [Die Form ist] zum allgemeinen Usus geworden [...] und [hat zur Entstehung] eine[r] neue[n] Konvention [geführt].<sup>172</sup>

Oksaar vermeldet hierzu Ähnliches:

Weil die Sprache ein sozial bedingtes Zeichensystem ist, müßte man vorsichtiger bei den unterschiedslosen Beurteilungen der Abweichungen von der Norm sein, da viele der Abweichungen ein Anfang der neuen Norm sein können.<sup>173</sup>

Was zur Norm werden soll, muss laut Paul schon ein natürliches Übergewicht besitzen, sei es auf dem kommerziellen, politischen, religiösen oder literarischen Gebiet oder auf mehreren von diesen zugleich.<sup>174</sup> Für den Linguisten gilt in der Regel das als richtig, was von der Majorität verwendet wird, ohne Rücksicht auf ästhetische oder sprachgeschichtliche Prinzipien.<sup>175</sup>

Steger konstatiert des Weiteren, dass ein bestimmter Wortschatz wie auch stilistische und grammatische Formen schon fast allgemein verwendet werden und Anerkennung als sprachliche Norm heischen, obwohl sie sich nicht in die überlieferten Leitbilder einfügen.<sup>176</sup>

Ein Großteil sprachlicher Neuerungen in einer Sprachschicht ist im Allgemeinen nichts anderes als ein Überwechseln von längst gebräuchlichen Sprachgepflogenheiten aus einer anderen Sprachschicht.<sup>177</sup>

Normen tragen zur notwendigen Kontinuität bei, jedoch verzögern sie auch auf Grund ihres statischen Charakters den notwendigen Normenwandel. Hierzu melden sich Bittner und

---

<sup>170</sup> Vgl. Peyer/Protmann (u.a.) (1996), S. 10.

<sup>171</sup> Vgl. Keller (2004), S. 5.

<sup>172</sup> Keller (2004), S. 5.

<sup>173</sup> Oksaar (1968), S. 75.

<sup>174</sup> Vgl. Paul (1970), S. 421.

<sup>175</sup> Vgl. Oksaar (1968), S. 76.

<sup>176</sup> Vgl. Steger (1968), S. 49-50.

<sup>177</sup> Steger (1968), S. 50.

Augst sowie Peyer zu Wort. Bittner spricht den wesentlichen Faktor „Schriftlichkeit“ an, der ein statisches Sprachbild vorgaukelt und dadurch normatives Denken begünstigt.

[Wichtige] Faktoren der Verzögerung des Übergangs sind an außersprachlichen Bedingungen und außerlinguistischen Werten orientierte Normierung der Sprachentwicklung, die Überbewertung der Schriftsprache und damit des scheinbar statischen Charakters von Sprache<sup>178</sup>

Laut Stein ist für den Sprecher die Abweichung und Veränderung ein Negativphänomen. Der Effekt von sprachlicher Sozialisation, Schule, Schrift oder Duden, als Standardwerk der deutschen Grammatik, ist das Festhalten eines gegebenen Zustandes. Die Schrift ist aber nichts anderes als eine kulturtechnische Verdinglichung eines in jeder Hinsicht Prozesshaften.<sup>179</sup>

Der Normierungsbedarf ist laut Peyer/Protmann in der Schrift, welche expliziter und somit zugänglicher ist, eindeutig größer. Ausdruck der gesellschaftlichen Gebundenheit der Norm ist das Beharren auf etablierten Schreibungen, mögen sie noch so unsystematisch sein.<sup>180</sup> Augst gibt eine ähnliche Sichtweise preis:

Das Aufkommen der wissenschaftlichen Sprachbetrachtung in der Aufklärung, die Kodifizierung des Wortschatzes und der Grammatik bis heute, hat [...] bestimmte, das Sprachsystem verändernde Prozesse, die auf Vergessen und Umdeuten hin angelegt waren, wenn nicht unmöglich gemacht, so doch ziemlich verlangsamt.<sup>181</sup>

Laut Juhász aber bedarf es schon einer sozial sehr starken puristischen Strömung, um den Normwandel aufzuhalten.<sup>182</sup>

Die Behinderung des Normwandels kommt erfahrungsgemäß und plausiblerweise von seiten älterer Generationen, während die Jüngeren den Anforderungen der sich verändernden Lebensumstände mit neuen Normen gerecht werden. In dieser sich ständig aufhebenden und neu entstehenden Widersprüchlichkeit besteht die Dialektik von Statik und Dynamik der Synchronie, und darin besteht die Garantie für die gleichzeitig vor sich gehenden Prozesse der Stabilisierung der kulturellen Identität und des kontinuierlichen Fortschritts.<sup>183</sup>

Es soll nun ein weiterer Faktor, welcher zwischendurch immer schon ein wenig durchgeschimmert ist, zur Sprache kommen. Der Faktor des Sprachgefühls, auf Grund dessen Urteile über „falsch“ und „richtig“ gefällt werden.

Erwartungsgemäß haben einige Teilnehmer der Umfrage kaum bis gar keine schwachen Formen zu den „Bittner-Verben“ gebildet, andere wiederum verhältnismäßig viele. Das was von einigen Teilnehmern als „fehlerhafte“ Form wahrgenommen wurde, war für andere akzeptabel bzw. sogar richtig (siehe 7.2. bzw. 7.3.).

---

<sup>178</sup> Bittner (1996), S. 82.

<sup>179</sup> Vgl. Stein (1984), S. 2, zit. n. Bittner (1996), S. 82.

<sup>180</sup> Vgl. Peyer/Protmann (1996), S. 12, S. 14.

<sup>181</sup> Augst (1975), S. 268.

<sup>182</sup> Vgl. Juhász (1985), S. 139.

<sup>183</sup> Juhász (1985), S. 139-140.

### 6.3. Argumentationsbasis Sprachgefühl

Fühlt man aber nicht, dass es schöner und deutscher klinge zu sagen *buk, wob, boll* (früher noch besser *wab, ball*) als *backte, webte, bellte*, und dass zu jener Form die Participia *gebakken, gewoben, gebollen* stimmen? [Hervorhebung von A. H.]<sup>184</sup>

Man vermutet nicht, Grimm jedoch in seiner Eigenschaft als Bewahrer des „Ursprünglichen“ sehr wohl.

Eine gepflegte Sprache wird sich trotz dieser eindeutigen Entwicklungstendenz [in Bezug auf den Übergang von starker zu schwacher Flexion] bemühen, die klangreichen starken Formen zu erhalten.<sup>185</sup>

Warum? Und was muss man sich unter einer „gepflegten Sprache“ vorstellen? In diesem Fall wohl nichts anderes als eine den überkommenen Normen verhaftete Sprache. Nach Matthias empfinden wir

die freilich nicht zu leugnende Bedrohung der starken Biegung als einen dem Formenreichtum und der Klangschönheit der Sprache drohenden Verlust und wehren ihm möglichst.<sup>186</sup>

Formenreichtum und Klangschönheit gelten hier als Werte für sich und sind Argumentationsgründe für die Sprachrichtigkeit.<sup>187</sup> So kommentiert Schrodts die wissenschaftlich unhaltbare Aussage Matthias'. Denn, wer könnte ein stichhaltiges Argument für die geringere Klangschönheit schwacher Verben nennen? Und wo genau liegt der funktionelle Vorteil von Formenreichtum?

Das Gefühl für die Ablautformen der starken Verba ist in unseren Zeiten bedenklich im Schwinden, vielleicht ist es in hundert Jahren tot. Sogar bei Dichtern finden sich jetzt Formen wie *gebärte, triefte, saugte*; in dem Roman „Die Halbschwester“ von Mungenast kann man *glimmte* und *getrügt* statt *glomm* und *getrogen* lesen. Das ist sterbendes Sprachgefühl in bezug auf gewisse Verfahrensweisen der Sprache.<sup>188</sup>

Kainz vertritt einen realistischen Standpunkt, kann die erläuterten Entwicklungen jedoch nicht gutheißen. Dichter werden hier offensichtlich als eine Art „Sprachpfleger“ betrachtet, von welchen normativ korrekter jedoch kein davon abweichender Sprachgebrauch erwartet wird. Im letzten Abschnitt werden wird ersichtlich, dass gerade literarisch wirkende Personen oft normativ inkorrekte Formen verwendet haben. Auch Drosdowski konstatiert:

Die Verringerung [...] der starken Verben erklärt sich daraus, [...] daß den Sprechern das Gefühl für ablautende Formen bei wenig gebräuchlichen Verben verlorengeht.<sup>189</sup>

---

<sup>184</sup> Grimm (1864), S. 340.

<sup>185</sup> Duden (1973), § 286-287.

<sup>186</sup> Matthias (1921), S. 94.

<sup>187</sup> Vgl. Schrodts (1995), S. 207.

<sup>188</sup> Kainz (1956), S. 371-372.

<sup>189</sup> Drosdowski/Henne (1980), S. 625.

Topalovic/Elspaß äußern sich zustimmend, indem sie darauf hinweisen, dass bei unregelmäßigen (starken) Verben selbst unter MuttersprachlerInnen keine Einigkeit über die korrekten Formen besteht und bei verschiedenen Generationen Uneinigkeit sogar erwartbar ist.<sup>190</sup>

Die Gründe für das Zurücktreten der Norm und des Normempfindens hängen laut Moser mit einer Umorientierung der wissenschaftlichen Grammatik zusammen, die seit etwa 1800 nicht mehr normativ sein will, sondern sich der „bloßen“ Registrierung widmet. Aber vor allem die Sprachbenutzer sind heute als Folge einer fortschrittlichen Grundeinstellung dem Neuen viel stärker zugeneigt als früher und darum ist anzunehmen, dass sich sprachliche Veränderungen im Zusammenhang mit der Schwächung des Normempfindens rascher vollziehen.<sup>191</sup>

Die Bezeichnung „Normempfinden“, welche Moser hier verwendet, ist wohl, wenn man sich seine konkrete Bedeutung vor Augen führt, wesentlich treffsicherer als Kainz' Bezeichnung „Sprachgefühl“, welche wiederum allgemein gebräuchlicher ist.

Was uns Verstöße gegen das Normensystem sofort bemerken und verbessern lässt, ist das Sprachgefühl, nicht explizit vorhandenes grammatisches Wissen.<sup>192</sup>

Vielmehr handelt es sich, wie Kainz später erläutern wird, um implizit vorhandenes grammatisches Wissen.

Sprachgefühlsmäßige Reaktionen werden besonders dort faßbar, wo eine dargebotene Form oder Fügung als unkorrekt oder unzutreffend mit Mißfallen quittiert wird, weil die Unlust angesichts von Unzulässigem stärkere Ausschläge zeitigt als die Lust gegenüber dem [...] Korrekten oder sogar Vorbildlichen.<sup>193</sup>

Schleicher versteht unter dem Begriff des Weiteren das „Gefühl für die Funktion des Wortes und seiner Teile“. Er meint, man könne die Richtigkeit oder Falschheit einer Sprachfügung unmittelbar empfinden.<sup>194</sup> Debrunner postuliert ein „Gefühl für grammatische Gesetze“ und setzt das Sprachgefühl mit einem Gefühl für Sprachrichtigkeit gleich.<sup>195</sup> Derartige Definitionen verstoßen aber laut Kainz gegen gesicherte Erkenntnisse der Psychologie, die es unmöglich machen, im Sprachgefühl einen echten Akt des Zustandsbewusstseins, ein in den Bereich der Emotionalität fallendes Phänomen zu sehen.<sup>196</sup> Beim Sprachgefühl kann es sich um kein Gefühl im eigentlichen Sinn handeln, da Gefühle

seelische Urerlebnisse [sind], es handelt sich dabei um ganzheitliche Reaktionen nicht im Sinne des Gegenstands oder des Ursachbewußtseins, sondern des Zustandsbewußtseins.<sup>197</sup>

---

<sup>190</sup> Vgl. Topalovic/Elspaß (2008), S. 48-49.

<sup>191</sup> Vgl. Moser (1967), S. 10-12.

<sup>192</sup> Kainz (1956), S. 297.

<sup>193</sup> Kainz (1956), S. 339-340.

<sup>194</sup> Vgl. Schleicher (1860), S. 64.

<sup>195</sup> Vgl. Debrunner (1933), S. 155.

<sup>196</sup> Vgl. Kainz (1956), S. 299.

<sup>197</sup> Kainz (1956), S. 301-303.

Als „Gefühl im weiteren bzw. uneigentlichen Sinn“ dürfte es laut Kainz jedoch dort bezeichnet werden, wo sich ein Vorstellen, ein Urteil, ein Wollen noch nicht klar in seiner Eigenart herausgebildet hat, wo es noch im Keim- und Werdezustand ist.<sup>198</sup>

Kainz merkt schließlich an, dass manche Grammatiker den das Wort „Sprachgefühl“ überhaupt verwerfen. Treffender sind seiner Meinung nach Bezeichnungen wie „linguistic instinct“ bzw. „sensibilité“. Denn sie weisen daraufhin, dass es sich nicht um etwas rein Emotionelles, sondern etwas an der Grenze von Wissen und Erkenntnis Liegendes handelt.<sup>199</sup> Moser spricht z.B. nur bei einer emotionalen Färbung von „Sprachgefühl“, sonst von „Sprachempfinden“ und in entwickelterer Form von „Sprachbewusstsein“. Denn „Sprachgefühl“ sei eben kein Gefühl im eigentlichen Sinn, sondern ein Normempfinden, eine Normvorstellung bzw. eine durch Gewohnheit erworbene Fertigkeit.<sup>200</sup> Gabelentz verwendet ebenfalls den Begriff „Sprachbewusstsein“, welches

die Empfindlichkeit [ist,] mit der die (Sprecher) über die Einhaltung der Sprachnormen wachen, somit die als regulativ wirkenden Laut-, Wort- und Formvorstellungen.<sup>201</sup>

Doch was uns beim Sprechen leitet und entscheiden lässt, ist nichts klar Bewusstes.<sup>202</sup>

Das Sprachgefühl ist vielmehr ein Akt des Gegenstandsbewußtseins, ein mit gefühlsartiger Unmittelbarkeit funktionierendes Wissen. [Der durchaus vorhandene] emotionale Gehalt ist sekundär; er erhebt sich nicht auf der Basis fundamentaler psychophysischer Bedürfnisse sondern eines lernerweise gewonnen Erfahrungserwerbes, eines [...] Normensystems [das uns so vertraut geworden ist], daß wir alles ihm Gemäße mit Zustimmung, das Abweichende und Widersprechende mit unlustvoller Ablehnung quittieren. Es ist eine psychische Bekundung innerhalb des logischen Bereichs; die dem Logischen anhaftende Diskursivität ist geschwunden; Reaktionen werden so getroffen als ob sie aus dem Gefühl flössen.<sup>203</sup>

Kainz behauptet, dass gewisse autonome Möglichkeiten der Sprache für den Großteil der Sprecher meist nicht in Betracht kommen. Darum hält der Einzelne auch Regeln ein, die gegen logisches und ästhetisches Empfinden verstoßen, und er tut dies, ohne eigentlich zu wissen, warum. Die Regeln gelten, weil sie vorhanden sind; das Gewohnte wird auch in subjektiver Hinsicht zur Norm.<sup>204</sup>

Das Sprachgefühl reagiert oft mit dem Urteil „unnormal“ gleich „falsch“ oder zumindest „schlecht“, wenn es darum geht, neu vorgeschlagene Wörter als „normal“ zu akzeptieren bzw. dialektale oder umgangssprachliche Termini als mögliche Varianten anzuerkennen. Die verfestigten Normen veranlassen dazu, apodiktische Urteile über „richtig“ und „falsch“ zu fällen.<sup>205</sup> Wenn dies geschieht, so wirkt laut Kainz die reflektierende Urteilskraft im Sprachge-

---

<sup>198</sup> Vgl. Kainz (1956), S. 303-304.

<sup>199</sup> Vgl. Kainz (1956), S. 298, S. 302.

<sup>200</sup> Vgl. Moser (1967), S. 42.

<sup>201</sup> Kainz (1956), S. 300.

<sup>202</sup> Vgl. Kainz (1956), S. 300.

<sup>203</sup> Kainz (1956), S. 301.

<sup>204</sup> Vgl. Kainz (1956), S. 343-345.

<sup>205</sup> Vgl. Steger (1968), S. 44.

fühl. Die Entscheidungen entstehen mittelbar durch Beziehung einer dargebotenen sprachlichen Formulierung oder eines innersprachlichen Konzepts auf die Normen des konventionellen Systems einer Sprache, die man erlernt hat, wenn auch der Akt der Beziehungsherstellung zufolge völliger Vertrautheit mit den Konventionen mit weitestgehender Bewusstseinsentlastung vor sich geht. So werden auf Grund des Sprachgefühls die korrekten Fügungen gebildet, ohne dass man das Warum des eigenen Verfahrens angeben könnte, werden Fehler anscheinend ganz unmittelbar abgelehnt, ohne dass dem Urteilenden die verletzte grammatisch-stilistische Regel deutlich wäre.<sup>206</sup>

Das Richtigkeitsgefühl ist nichts anderes als das intuitive Erlebnis der Übereinstimmung einer sprachlichen Fügung mit geläufig beherrschten Schemata. Das Sprachgefühl urteilt nicht immer im Sinne des Korrekten. Es bildet sich nicht am idealen Normensystem der Sprache, sondern an demjenigen aus, was uns durch gehäufte Umgangserfahrung vertraut geworden ist. Das Sprachgefühl der Angehörigen derselben Sprechergemeinschaft kann deshalb große Intervarianzen aufweisen. Hierbei reicht die Skala dieser Unterschiede vom Fehlerhaften über das an sich Mögliche bis zum normativ Korrekten. Wo ein bestimmter Fehler beispielsweise häufiger zu hören ist als die „richtige“ Form, dort richtet sich das Sprachgefühl an eben jenem Verstoß gegen die Norm aus.<sup>207</sup> Das sprachliche Normempfinden ändert sich zeitlich und ist nicht nur individuell nach Altersstufen verschieden, sondern auch nach der Gruppenzugehörigkeit, Bildung und Begabung, nach grundsätzlich konservativer oder progressiver Einstellung zu Neuem. Aber auch ein und derselbe Beurteiler empfindet nicht selten eine Normenambivalenz oder sieht sich je nach dem Grad seiner Normgebundtheit vor einen leichteren oder schwereren Normenkonflikt gestellt.<sup>208</sup> Kainz stellt fest, dass das Sprachgefühl mit zunehmender sprachlicher Bildung und literarischer Kultur wächst. Dabei ist sprachliche Bildung nicht mit expliziten grammatisch-theoretischen Kenntnissen aus der Schulbildung gleichzusetzen, da diese entschwunden sein können.<sup>209</sup>

D.h., Kainz spricht zwar niemals von „richtigem“ und „falschem“ Sprachgefühl, er geht jedoch sehr wohl davon aus, dass es größeres und geringeres Sprachgefühl gibt. Und das größere Sprachgefühl besitzt derjenige, welcher literarisch und kulturell gebildeter ist. Konkret festmachen lässt sich diese Bildung aber nicht.

Laut Moser kennt das Sprachempfinden eine Normenambivalenz, bejaht auch häufig Doppelnormen, wobei nicht selten eine Haupt- und eine Nebenform unterschieden werden. Die Sprache verändert sich, gerade weil die Norm und das Norm- bzw. Sprachempfinden unfeste Größen sind. Im Bereich der Rechtschreibung besteht noch ein ausgeprägtes Norm- bzw. Sprachempfinden, in Bereichen der Flexion schon weniger.<sup>210</sup>

---

<sup>206</sup> Vgl. Kainz (1956), S. 311-314.

<sup>207</sup> Vgl. Kainz (1956), S. 324, S. 348-349.

<sup>208</sup> Vgl. Moser (1967), S. 43.

<sup>209</sup> Vgl. Kainz (1956), S. 341.

<sup>210</sup> Vgl. Moser (1967), S. 10, S. 18-19.

Doppelformen treten in der Umfrage nicht besonders häufig zu Tage. In der Großzahl der aktuellen Grammatiken jedoch ist es gang und gäbe Doppelformen anzuführen, welche auch meist in Hinblick auf ihren (häufigeren, selteneren, kontextuellen) Gebrauch markiert werden.

Kainz erörtert in seinen Darstellungen u.a. die Beziehung „Sprachgefühl – ästhetische Gefühle“, um so das Sprachgefühl besser einordnen zu können. Das ästhetische Gefühl greifen wir deshalb heraus, weil es des Öfteren einen enormen Einfluss auf die Sprachgefühlsentscheidungen haben kann.

[I]n beiden Fällen ist Fühlen ein Erkennen auf Grund dunkler und nicht zum vollen Bewußtsein gekommener Vorstellungen. Was aber dunkel ist, kann durch schärferes Nachdenken immer klarer im Bewußtsein erstehen.<sup>211</sup>

Letzteres trifft jedoch nur auf das Sprachgefühl zu. Seine Entscheidungen sind einer rationalen Begründung grundsätzlich immer fähig.<sup>212</sup>

Dies muß dann bezweifelt werden, wenn auch ästhetische Kriterien in die Urteilsfindung mithineinspielen.<sup>213</sup>

Die Schönheitswirkung jedoch ist unmittelbar und beruht auf dem Angesprochenwerden fundamentaler Bestände. Bei ihnen ist ein primäres Gefühl am Werk, das durch Lernerwerb nicht zur Gänze bestimmt werden kann. Sprachgefühl erwächst aus der Aneignung einer uns fremden Konvention. Ästhetisch-mechanisches Gefühl dagegen erwächst aus den Urerlebnissen einer personalen Statik und Dynamik, aus den irrationalen Tiefen der Persönlichkeit, in welche intellektuelle Erwägungen nicht hineinreichen.<sup>214</sup> Schrodts bemerkt hierzu, dass diese unberechtigte Gleichsetzung von grammatischer mit pragmatischer und ästhetischer Norm ein Grundproblem sei, das die ideologische Verzerrung des Begriffs *Sprachgefühl* mit sich bringe. Dadurch verbreite sich das elitäre Sprachdenken auf das Gebiet der Grammatik, wo es an sich völlig unberechtigt sei.<sup>215</sup>

Das Sprachgefühl ist auch eine wesentliche Konstituente des Sprachkonservatismus, nur, dass sie in diesem Zusammenhang nicht unbedingt als „Normempfinden“ verstanden werden darf, sondern als ein Empfinden, welches sich zwar auch auf Spracherfahrungen gründet, jedoch vor allem die ursprünglichen, überkommenen Normen gutheißt, unabhängig davon, wie sich der aktuelle Kontext darstellt.

---

<sup>211</sup> Kainz (1956), S. 318-319.

<sup>212</sup> Vgl. Kainz (1956), S. 320.

<sup>213</sup> Kainz (1956), S. 320.

<sup>214</sup> Vgl. Kainz (1956), S. 319-320.

<sup>215</sup> Vgl. Schrodts (1995), S. 89.

## 6.4. Sprachkonservatismus und seine Auswüchse

Wer die konservative Sprachauffassung einer ursprünglichen, idealen und richtigen Sprache verstehen will, muß erkennen, warum Abweichungen als Sprachfehler und Sprachverfall gesehen werden können.<sup>216</sup>

Hermann Lübbes „Grundregeln konservativen Verhaltens“ sorgen für ein besseres Verständnis der konservativen Sprachauffassung:

1. Konservativ ist die Praxis der Bewahrung des Unverzichtbaren gegen seine gegenwärtigen oder vorhersehbaren zukünftigen Gefährdungen.
2. Fortschritt ist begründungsbedürftig, nicht die Tradition.

Denn die Tradition ist für den konservativen Denker schon begründet, nämlich im Ursprung. Hier haben wir es laut Schrodts mit einer „Mythologisierungstrategie“ zu tun. Der „natürliche Konservatismus“ hängt auch heute noch mit magischen Restbeständen des Bewusstseins zusammen. Denn die Frage, auf was nicht verzichtet werden soll, wird vom konservativen Denker nur ungenau beantwortet. Bewahrt soll etwas werden, das als allgemein verbindlich hingestellt wird, ohne es tatsächlich zu sein. Das konservative Denken verteidigt die Bedeutung der nur bedingt generalisierbaren und nicht experimentellen Erfahrung sowie das Recht des geschichtlich Gewordenen.<sup>217</sup> Auch August Schleicher konstatiert in „Die Deutsche Sprache“:

Überall zeigt sich desto größere Vollkommenheit der sprachlichen Form, je höher hinauf, das heißt je weiter zurück in der Geschichte wir Sprachen verfolgen können, und umgekehrt, je länger Sprachen leben, desto größerer Verfall.<sup>218</sup>

Die Idee, dass die richtige, wahre und damit schöne Sprache nur aus Erfahrung und Tradition kommt, dass sie von legitimen Institutionen überwacht werden soll, dass sie das Vorrecht eines bestimmten Standes ist und dass sie als Sprache des Volkes Rechtmäßigkeit erhält, ist zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen politischen Situationen verbreitet. Der individuelle Sprachgebrauch wird, so beabsichtigt und funktionell er auch sein mag, missachtet und unterdrückt.<sup>219</sup>

Neuheit und etymologische Unmotiviertheit sind keine Kriterien für die (negative) Bewertung einer Form. Sprache dient nicht nur der Benennung des Schönen und Guten, nicht dem Verschweigen des Hässlichen und Schlechten, sondern steht als Mittel zur Erschließung der Welt jenseits aller ästhetischen und moralischen Kategorien.<sup>220</sup>

---

<sup>216</sup> Schrodts (1995), S. 157.

<sup>217</sup> Vgl. Schrodts (1995), S. 58-59.

<sup>218</sup> Schleicher (1860), S. 34.

<sup>219</sup> Vgl. Schrodts (1995), S. 61-62.

<sup>220</sup> Vgl. Polenz (1968), S. 165.



Das „Gerede vom Verfall der Sprache“ sieht Schrodt als eine ideologisch gefärbte Kampfansage gegen alles Neue und gegen die Sprachveränderungen an sich. Denn die Sprache verfällt nicht, sie ändert sich „nur“. Wer vom Niedergang spricht, meint oft Bindung an eine verlorengegangene Norm, die bereits durch deutlichere Formen ersetzt wurde. Im Denken der dogmatischen Sprachpfleger kann jeder Fortschritt als Rückschritt, als Abrücken von den höher bewerteten Normen, umgemünzt werden.<sup>221</sup>

Mit dem Begriff „Sprachpflege“ scheint es ähnlich zu sein wie mit dem Begriff „Sprachgefühl“. Es hängt rein von der Definition und Handhabung ab, ob man sie als etwas positiv, negativ oder auch neutral Wirkendes betrachtet. Bei Kainz wird Sprachgefühl „lediglich“ als Normempfinden gesehen, welches mit ästhetischem Empfinden relativ wenig bis gar nichts zu tun hat bzw. zu tun haben darf. Auch das Wort „Sprachpflege“ muss nicht grundsätzlich als negativ bewertet werden, wie es bei Schrodt im Grunde geschieht.

Steger definiert das Wort wieder anders: Seiner Meinung nach hat Sprachpflege die Aufgabe, zu dem in der Sprachgemeinschaft in Ansätzen entstandenen Neuen Stellung zu nehmen, seinen Übergang in die Norm zu hemmen oder zu fördern, je nachdem, ob es ihr strukturwidrig oder strukturgemäß, förderungswürdig oder nicht förderungswürdig erscheint. Sie wirkt für gewöhnlich nicht in der Richtung der Auslösung von Tendenzen, sondern mit Bezug auf deren Stärkung oder Schwächung. Ihr Ziel muss sein: Stabilität, aber keine Erstarrung der Norm, Freiheit der Entwicklung, aber keine Anarchie. Die Sprachpflege muss sich zu ihrem nicht Normen vorschreibenden, aber die Normbildung beeinflussenden Charakter bekennen und bewusste Sprachwertung betreiben.<sup>222</sup> Dass die Sprachpflege nicht immer derart wirkt, sondern sich auf Dogmen versteift, kann natürlich nicht abgestritten werden. Was Steger hier konzipiert, ist der „ideale“ Entwurf einer Sprachpflege, die seinen Vorstellungen entspricht.

Wo hat das konservative Denken nun seinen Ursprung? Schon Kraus und Hofmannsthal vertreten Anfang des 20. Jh. konservative Sprachauffassungen, welche sich in Schlagwörtern bzw. Phrasen wie *Gesetz, Tradition, gesellige Verbindlichkeit, (richtiger) Geschmack, Sprachgefühl, sprachbildende Kraft der Nation, Bedrohung durch Verfall, Gleichsetzung von Sprache und Sache, Ursprung* widerspiegeln.<sup>223</sup>

Ein wichtiges Element konservativen Geschichtsdenkens ist auch Oswald Spenglers Kulturzyklentheorie. Der Autor setzt Sprachentwicklung mit Kulturentwicklung gleich. Sprachen als auch Kulturen verfallen, wobei ähnliche Stadien anzusetzen sind. Am Anfang steht das syntaktisch unverbundene Wort. In der Blütezeit der Grammatik bringt der Satz einen Reichtum an Flexionen mit sich. Die dritte Stufe schließlich wird durch einen raschen Flexionsverfall und damit den Ersatz der Grammatik durch die Syntax gekennzeichnet. Laut Spengler ist das Verstehen nun nicht mehr von den Sinnen, sondern der Mechanik des Geis-

---

<sup>221</sup> Vgl. Schrodt (1995), S. 66-68.

<sup>222</sup> Vgl. Steger (1968), S. 46, S. 54.

<sup>223</sup> Vgl. Schrodt (1995), S. 41-42.

tes bestimmt, was er negativ wertet.<sup>224</sup> Storz bemerkt 1948 dazu, dass seiner Meinung nach alle europäischen Sprachen daran kranken, dass sie mehr und mehr von Mechanismen, statt von den Sinnen bestimmt werden. Die Abwehr der Mechanismen aber ist ein Teil der Ablehnung des Technischen. Die Technik wird zum Symbol der Unmenschlichkeit und die Sprache zum letzten Zufluchtsort der „wahren“ menschlichen Kräfte.<sup>225</sup>

Nicht nur die Entwicklung der Kultur wird derjenigen der Sprache gegenübergestellt; auch der Körper muss als „Vergleichsgröße“ erhalten. Sowohl bei Herder als auch bei Kant erscheint die Idee von einem organisierten Körper, die von Wilhelm von Humboldt und Schiller auf die Sprache umgelegt wird. Auch Schlegel vertritt die romantische Auffassung, dass der Bau der Sprache, welche als Kunstwerk betrachtet wird dem inneren Bau von Lebewesen entspricht.<sup>226</sup>

Arnold Gehlen vertritt des Weiteren eine konservative Anthropologie, welche die menschlichen Verhaltensweisen sowie die körperlichen und geistigen Eigenschaften zoologisch deutet.<sup>227</sup> Der Mensch hat das instinktgebundene Verhalten des Tieres verloren und zeichnet sich deshalb nun durch seine Ablösbarkeit vom „Leben“ sowie seine Weltoffenheit aus, welche ihm Gehlen als Belastung auslegt. Die fehlende natürliche Umwelt muss durch eine künstliche, symbolische ersetzt werden, die Sprache, welcher sich der Mensch passiv überlässt.<sup>228</sup> Durch die Betonung des Naturgegebenen wird laut Schrodts einerseits die Unveränderlichkeit der Sprache pseudorational begründet und andererseits die grundsätzlich positive Bewertung der (sprachlichen) Institutionalisierung.<sup>229</sup>

Nachdem zumindest Grundzüge des konservativen Denkens besprochen wurden, folgt nun der wesentlichste Teil dieser Arbeit, und zwar die Darstellung und Besprechung der in Grammatiken aufgeführten Doppelformen sowie die Auswertung der Umfrage.

## 7. Gegenwärtige Doppelformen

Dieser letzte Abschnitt gestaltet sich folgendermaßen: In 7.1. werden die Grammatiken aufgelistet, welche zum Vergleich schwacher/starker Formen dienen; es wird auch kurz darauf eingegangen, ob diese eher normativen oder deskriptiven Charakter haben. In 7.2. erfolgt ein kurzer Abriss des Präteritumschwundes, da dieser möglicherweise einen Einfluss auf die Ergebnisse der Umfrage haben könnte. In 7.3. werden die Ergebnisse der Umfrage tabellarisch erfasst, sowie die Kriterien für die Auswertung besprochen. In 7.4. werden sämtliche Verben aufgeführt, welche gegenwärtig starke und schwache Formen besitzen. Einerseits wird deren diachrone Entwicklung besprochen, andererseits der „aktuelle“ Stand durch einen

---

<sup>224</sup> Vgl. Spengler (1998), S. 721-731.

<sup>225</sup> Vgl. Storz (1948), S. 194.

<sup>226</sup> Vgl. Schrodts (1995), S. 53-54.

<sup>227</sup> Vgl. Gehlen (1961), S. 15.

<sup>228</sup> Vgl. Gehlen (1986), S. 19.

<sup>229</sup> Vgl. Schrodts (1995), S. 47-50.

Vergleich der Verben in 13 Grammatiken bzw. auch Wörterbüchern der 2. Hälfte des 20. Jh. bzw. des neuen Jahrtausends vermittelt. In diesem Abschnitt werden bei jedem einzelnen Verb die Ergebnisse der Umfrage, gestützt durch Online-Zitate, vorgestellt.

## 7.1. Quellen

Folgende Grammatiken und Wörterbücher wurden zum Vergleich herangezogen:

1. die Deutsche Grammatik von Wilhelm K. Jude aus dem Jahr 1975 (16. Auflage): Jude beschränkt sich, wie es im Vorwort heißt, auf das für den derzeitigen Sprachgebrauch Wesentliche. Der früher an einigen Stellen spürbare normative Einschlag wurde aufgegeben.<sup>230</sup>
2. die Grammatik der deutschen Sprache von Dora Schulz und Heinz Griesbach aus dem Jahr 1970 (8. Auflage): Die Grammatik wird als Nachschlagewerk und Arbeitsbuch für Deutsche und Ausländer mit Grundkenntnissen der deutschen Sprache vorgestellt. Sie wurde laut Griesbach auf den neuesten Stand der internationalen linguistischen Forschung gebracht.<sup>231</sup>
3. die Deutsche Grammatik von Ulrich Engel aus dem Jahr 1996 (3. Auflage): Die Grammatik stellt an sich den Anspruch praktisch, vollständig, wissenschaftlich fundiert, aber verständlich zu sein. Die Alltagssprache gilt als Gegenstand.<sup>232</sup>
4. der Duden – die Grammatik, bearb. v. Kathrin Razum, aus dem Jahr 2006 (7. Auflage): Der Duden beschreibt die geschriebene und gesprochene Sprache.<sup>233</sup>
5. der Duden – die Grammatik, bearb. v. Peter Eisenberg, aus dem Jahr 1998 (6. Auflage)
6. die Grammatik der deutschen Sprache von Lutz Götze aus dem Jahr 1993: Die Grammatik stellt das Sprachsystem – die Grammatik im engeren Sinn – und den Sprachgebrauch der Gegenwartssprache dar. Sie beschreibt und normiert nicht nur wie alle Grammatiken die einem engen Grammatikbegriff verpflichtet sind, der 2. Teil beschäftigt sich auch mit dem Gebrauch der sprachlichen Mittel in unterschiedlichen sozialen Situationen.<sup>234</sup>

---

<sup>230</sup> Vgl. Jude (1975), S. 3.

<sup>231</sup> Vgl. Schulz/Griesbach (1970), S. XIII.

<sup>232</sup> Vgl. Engel (1996), S. 7.

<sup>233</sup> Vgl. Duden (2006), S. 5.

<sup>234</sup> Vgl. Götze (1993), S. 5.

7. die Neue deutsche Grammatik von Heinz Griesbach aus dem Jahr 1986: Die Grammatikdarstellung geht von außersprachlichen Sachverhalten aus, wie sie in sprachlichen Äußerungen zum Ausdruck kommen. Von hier aus sind alle Erscheinungen sprachlichen Ausdrucks zu erfassen und einzuordnen.<sup>235</sup>
8. die Grammatik der deutschen Sprache von Walter Jung, bearb. v. Günther Starke, aus dem Jahr 1990 (10. Auflage): Jung möchte laut Vorwort zu normgerechtem, angemessenem und wirkungsvollem Sprachgebrauch anleiten.<sup>236</sup>
9. der Leitfaden der deutschen Grammatik von Gerhard Helbig und Joachim Buscha aus dem Jahr 1992 (7. Auflage): Die Grammatik wird als Lehrmittel für den Unterricht sowie als Repetitorium bei Prüfungsvorbereitungen betrachtet.
10. die Deutsche Grammatik von Herbert Genzmer aus dem Jahr 1995: Bei Genzmer werden neben Regelmäßigkeit Abweichungen von der Norm aufgezeigt. Hier findet sich eine kritische Einstellung gegenüber der rein deskriptiven Herangehensweise im Duden. Das Verb steht im Zentrum der Untersuchungen.<sup>237</sup>
11. das Wörterbuch der deutschen Sprache von Gerhard Wahrig aus dem Jahr 1993
12. das Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache (= GWB) von Dieter Götz aus dem Jahr 2003
13. das Österreichische Wörterbuch (= ÖWB), bearb. v. Otto Back, aus dem Jahr 2006 (40. Auflage)

Letztere drei wurden herangezogen um etwaige auffällige Abweichungen von den anderen Grammatiken feststellen zu können. Wie wir aber in Folge gleich sehen werden, gibt es diese Abweichungen de facto nicht.

Jung, Genzmer und Götz sind die einzigen Autoren, bei welchen im Vorwort ein gewisser normativer Einschlag durchscheint. Jedoch spiegelt sich dieser in den aufgeführten Verbformen nicht eindeutig wider. Gewisse Tendenzen in die eine bzw. andere Richtung sind (bei einigen Verben) zwar feststellbar, jedoch sind diese nicht stark genug, als dass die normative bzw. deskriptive Ausrichtung deutlich sichtbar würde. Wie bereits in 6.1. konstatiert, ist die Grenze zwischen deskriptiv und normativ fließend.

---

<sup>235</sup> Vgl. Griesbach (1986), S. 3.

<sup>236</sup> Vgl. Jung (1990), S. 5.

<sup>237</sup> Vgl. Genzmer (1995), S. 26.

## 7.2. Der oberdeutsche Präteritumschwund

Nur kurz soll hier auf die Thematik des obd. Präteritumschwundes eingegangen werden, um eine Vorstellung davon zu vermitteln, inwiefern er einen Einfluss auf die Ergebnisse der Umfrage haben könnte bzw. hatte.

Wann genau der Präteritumschwund sich vollzogen hat, ist nicht genau geklärt. Vermutlich handelt es sich um eine Entwicklung, die vom 15.-17. Jh. reichte.<sup>238</sup> Lindgren dagegen glaubt an einen plötzlichen Verlust um 1500 herum, und zwar auf Grund eines deutlichen Stilwechsels vom Präteritum zum Perfekt in den Augsburger-Chroniken um 1530. Das ist insofern schlüssig, als die Zeit von 1450-1550 geprägt ist vom Zusammenbruch alter Formensysteme und Autoritätsverhältnisse in Kunst, Kultur, Politik. Auch die Sprache der obd. Städte erlangt in diesem Zeitraum große Bedeutung und trägt weithin den Sieg über landschaftliche Archaismen davon.<sup>239</sup>

Auch was die Ausbreitung des Präteritumschwundes betrifft, kann man keine klare Grenze ansetzen. Betroffen ist der obd. Sprachraum, der Süden des Rheinfränkischen und das Ostfränkische bis auf die nördlichsten Teile. In jedem Fall muss man von einer Staffelung von Süden nach Norden ausgehen. Das Präteritum fehlt meist zuerst bei den schwachen Verben. In einer Übergangszone existiert zunächst das Präteritum von *haben* und *sein*, dann bei den Modalverben, schließlich weitet es sich auf eine immer stärker anwachsende Zahl von (meist starken) Vollverben aus.<sup>240</sup>

Der Ausgangspunkt des Präteritumschwundes ist laut Lindgren wahrscheinlich in der Umgangssprache und dort in der mehr oder weniger ich- und gegenwartsbezogenen Rede-weise des Familienkreises zu suchen, welche zur Verwendung des Perfekts berechtigt. Die mentale Verankerung des Präteritums ging im Laufe der Zeit immer stärker verloren, da man es im mündlichen Verkehr des Alltags kaum mehr benötigte. In der Schriftsprache, inkl. des mündlichen öffentlichen Vortrags, blieb man beim traditionellen System mit Präteritum.<sup>241</sup>

Als Ursache für den Präteritumschwund wird vielfach die Apokope des auslautenden *-e* angenommen. Die geographische Verbreitung dieses Phänomens spricht für die Ursache. Die Apokope bewirkt in der 3. Sg. der schwachen Verben den Formenzusammenfall von Präsens und Präteritum (vgl. *er sagt* und *er sagt*). Die Vorsilbe *ge-* wird im Obd. weitgehend synkopiert und assimiliert, sodass sie kaum als Kennzeichnung für den das Partizip II ausreicht. Obwohl die Apokope sicherlich einen Faktor darstellt, muss man dennoch davon ausgehen, dass der Schwund multifaktoriell bedingt war. Der Präteritumschwund kann als eine nur mittelbare Folge der lautgesetzlichen Apokopierung angesehen werden, verursacht durch funktionelle Faktoren. Die Apokope hat wahrscheinlich das Konjugationssystem des

---

<sup>238</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 49.

<sup>239</sup> Vgl. Gersbach (1982), S. 364.

<sup>240</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 51.

<sup>241</sup> Vgl. Lindgren (1957), S. 116, S. 118-119.

Süddeutschen an einer empfindlichen Stelle getroffen, indem es die äußerliche Kennzeichnung zweier funktionell wichtiger Formen (Präsens und Präteritum) vernichtete. Die Sprache verwarf nicht nur die zweideutigen Präteritumformen der schwachen Verben, sondern gleich die ganze Kategorie (letztendlich auch alle starken bis auf *war*), und ersetzte diese durch ein neues Ausdrucksmittel, das analytische Perfekt.<sup>242</sup>

Primär sind die Gründe für den Präteritumschwund wahrscheinlich in sprachimmanenten Faktoren zu suchen. Jörg beispielsweise meint, dass das Präteritum ausfiel, weil sich Präteritum und Perfekt in der gesprochenen Sprache in ihren Funktionen angeglichen hätten.<sup>243</sup> Auch Drosdowski konstatiert für die Gegenwartssprache, dass das Gefühl für den inhaltlichen Unterschied zwischen Präteritum und Perfekt im Schwinden begriffen ist. Da das Präteritum als Erzähltempus auch bei obd. Autoren fest ist, beginnt sich hier der inhaltliche Unterschied zwischen Präteritum und Perfekt in eine Opposition „(literarische) Schriftsprache vs. gesprochene Sprache“ zu wandeln.<sup>244</sup> Kaiblinger stellt des Weiteren fest, dass dem Präteritum im Obd. zwei Mängel anhaften: missverständliche Homonymie und zwecklose Formenfülle, welche das Erlernen erschwert. Letztere muss wohl als die Hauptkraft angesehen werden.<sup>245</sup> Wunderlich ist der Ansicht, dass der dünne Lautkörper des Präteritums für bestimmte Funktionen zu schwächlich erschien, so dass die dem Perfekt eigene Möglichkeit der Klammerbildung aus lautlichen Gründen bevorzugt wurde.<sup>246</sup> Frei vertritt ebenfalls die Meinung, dass der funktionale Zusammenfall von Perfekt und Präteritum verantwortlich ist für den Schwund des Präteritums. Und dieser Punkt konnte erst eintreten, nachdem der temporale Sinngehalt der Zeitformen auf Kosten der Aspekte erreicht war. Insbesondere in Handelsstädten wie Augsburg wurde dieser Funktionszusammenfall früher als anderswo beobachtet.<sup>247</sup> Nagl merkt des Weiteren an, dass bei den schwachen Verben der Ind. und Konj. Prät. wohl gleich formiert wurden, indem die einst verschiedenen Vokale der Bildungssilben gleichmäßig in *-e-* geschwächt wurden, dann das erste *-e-* in *-ete* beibehalten und das letzte apokopiert wurde.<sup>248</sup> Laut Dal ist die Präteritumform sogar noch heute lebendig, zwar nicht mehr als Tempusform, jedoch als Form für den irrealen Modus.<sup>249</sup>

---

<sup>242</sup> Vgl. Lindgren (1957), S. 120, S. 127-128. Vgl. auch Gersbach (1982), S. 50.

<sup>243</sup> Vgl. Jörg (1976), S. 184-185.

<sup>244</sup> Vgl. Drosdowski (1980), S. 628.

<sup>245</sup> Vgl. Kaiblinger (1929/30), S. 278, zit. n. Gersbach (1982), S. 52.

<sup>246</sup> Vgl. Wunderlich (1924), S. 221.

<sup>247</sup> Vgl. Frei (1970), S. 364.

<sup>248</sup> Vgl. Nagl (1901), S. 369, zit. n. Gersbach (1982), S. 34.

<sup>249</sup> Vgl. Dal (1960), S. 2.

### 7.3. Die Umfrage

Die durchgeführte Umfrage setzt sich aus zwei Teilen zusammen. Im 1. Teil ging es darum, die Präteritumform(en) zu einem vorgegebenen Infinitiv zu bilden. Unter die 15 „Bittner-Verben“ (vgl. *scheinen, fechten, flechten, trügen, sinnen, sprießen, weichen, schwören, speien, schreien, kneifen, meiden, spinnen, schreiten, gleiten*) sowie die 7 auf Grund ihrer Geschichte ebenfalls interessanten (noch) starken Verben *weisen, reiten, leiden, leihen, pfeifen, preisen* und *schwingen* wurden 6 schwache (vgl. *glauben, leben, teilen, keimen, baden, reden*), 5 starke Verben (vgl. *laden, einladen, springen, geben, laufen*) sowie 7 Verben mit Doppelformen (vgl. *saugen, gären, pflegen, hauen, glimmen, melken, siedeln*) gemischt, damit die Untersuchungsabsicht nicht sofort ins Auge fiel. Im 2. Teil wurden die schwachen Präteritumformen der 22 in Grammatiken noch ausschließlich starken Verben vorgegeben. Diese waren anhand einer 6-stufigen Skala als eher falsch bzw. eher richtig zu bewerten.

Bevor die konkreten Ergebnisse erläutert werden, sollen hier noch kurz die Gründe dafür zur Sprache kommen, warum der Fokus in der Untersuchung ausschließlich auf das Präteritum gelegt wurde. Zum einen hängt dies damit zusammen, dass eben genau jene Form in den obd. Breiten nicht mehr gebräuchlich ist, das Partizip II jedoch sehr wohl; und deshalb sollte der Fokus ausschließlich auf die Präteritumformen gelegt werden. Durch die Einbeziehung weiterer Formen wäre auch die Darstellung der Ergebnisse zu umfangreich geworden. Zum anderen handelt es sich auf Grund der verhältnismäßig geringen Teilnehmerzahl um keine repräsentative Umfrage, sondern lediglich um eine, welche möglicherweise gewisse Tendenzen aufzuzeigen vermag.

Grundsätzlich gehe ich nicht davon aus, dass die Tatsache des obd. Präteritumschwundes in der gesprochenen Sprache automatisch zu proportional mehr schwach gebildeten Formen führen muss als in Gegenden mit lebendigem Präteritum. Es kann vermutet werden, dass die Flexionsweise primär davon beeinflusst wird, wie „leseaffin“ einer ist bzw. wie sehr die gelernten starken Formen später noch im Gedächtnis verankert sind. D.h., der geschriebenen Sprache, in welcher das Präteritum ja nach wie vor lebendig ist, wird ein äußerst hoher Stellenwert zugebilligt.

### 7.4. Auswertung der Umfrage

Unter den 52 Teilnehmern befinden sich 32 Unter-30-Jährige (inkl. 30) und 20 Über-30-Jährige, wobei nur 2 Teilnehmer sich tatsächlich in den Dreißigern befinden. Da die Zahl der Unter-30-Jährigen derart überwiegt und auch keine maßgeblichen Unterschiede zwischen den beiden Altersgruppen festgestellt werden konnten, wird das Kriterium „Alter“ in der Auswertung unberücksichtigt gelassen. Des Weiteren befinden sich unter den Teilnehmern – und hier ist das Verhältnis ähnlich – 34 Personen mit Matura bzw. einem ähnlichen Ab-

schluss (M-Gruppe), sowie 14 Personen ohne Matura, d.h. mit Pflichtschulausbildung und (evt.) Lehre (OM-Gruppe). Darüber hinaus haben 4 Schüler an der Umfrage teilgenommen. Unter der M-Gruppe befinden sich auch 2 Studenten mit Nicht-Deutsch als Muttersprache. Diese werden bei einer Differenzierung nach dem Kriterium „Bildung“ nicht berücksichtigt, da ihre Anzahl zu gering ist und eine Differenzierung „Deutsch als Muttersprache vs. Deutsch als Fremdsprache“ so augenscheinlich keinen Sinn machen würde. Die Anzahl der Mitglieder der OM- und der M-Gruppe stehen in einem Verhältnis von 1: 2,43 zueinander; d.h., annähernde Parität herrscht dann, wenn zu jeder schwachen Form auf Seiten der OM-Gruppe 2-3 schwache Formen auf Seiten der M-Gruppe gebildet werden. Natürlich ist diese Auswertung auf Grund der geringen Zahlen kaum aussagekräftig. Doch um zumindest eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie die Verhältnisse sich gestalten könnten, werde ich im Anschluss an die allgemeine Auswertung auch noch auf die möglichen Bildungsunterschiede eingehen. Wie wir noch sehen werden, sind diese nicht frappant.

In folgender Tabelle finden sich um der Übersichtlichkeit willen vorerst nur die erhobenen Verbformen sowie die quantitativen Verhältnisse. Näher erläutert werden die Ergebnisse bei den jeweiligen Lexemen im letzten Abschnitt. Geordnet wurden die Verben nach Häufigkeit genannter schwacher Formen. Dabei wurden auf Grund der Ergebnisse auch andere als die ursprünglich zu untersuchenden (hier fettgedruckten) Verben miteinbezogen, z.B. gängige Doppelformen, an welchen teilweise gezeigt werden kann, wie inadäquat diese Bezeichnung mittlerweile geworden ist. Nur 2 von 39 Personen bildeten beispielsweise die starke Form *sott* zu *sieden*. Die erhobenen Verbformen werden des Weiteren eingeteilt in „schwach“, „stark“ und „gemischt“ (vgl. *flochte*). Auch Formen mit dialektalen Einsprengeln finden sich 3-mal. Je nachdem, ob sie schwache oder starke Bildung aufweisen, werden sie ebenfalls diesen Kategorien zugeordnet. Vermutliche Rechtschreibfehler wurden nicht berücksichtigt, in einigen Fällen ist jedoch nicht klar zu entscheiden, ob es sich um einen solchen, Schlam-pigkeit oder tatsächliche „Unwissenheit“ handelt (vgl. *wiech*: Die Verbform erfährt dieselbe Behandlung wie *wich*). Diese Formen werden in einer eigenen Kategorie angeführt. Wenn eine schwache Form in einer anderen als der 1. bzw. 3. Person gebildet wurde (vgl. *pflēg-test*) wird diese selbstverständlich auch unter „schwach“ berücksichtigt, ohne die Form gesondert anzugeben. Eindeutige Präsensformen allerdings wurden natürlich nicht berücksichtigt. In der Gesamtanzahl spiegelt sich auch wider, wenn Formen schlichtweg nicht gebildet wurden. Da die ursprüngliche Umfrage Doppelformen wie *pflēgen*, *saugen* etc. noch nicht enthielt, werden hier weniger Belege angeführt, die lediglich zur Demonstration dienen. Eine Spalte ist schließlich noch etwaigen Doppelformen gewidmet, eine weitere der Gesamtanzahl der erhobenen Verben.



SCHWACH (+ DIALEKTAL)	STARK (+ DIALEKTAL)	STARK NICHT- NORMATIV	GEMISCHT	DOPPELFORMEN	GESAMT ANZAHL
<b><i>pfl</i>egte 37</b>	<b><i>pf</i>log 2</b>				<b>39</b>
<b><i>hau</i>te 37</b>	<b><i>hie</i>b 2</b>				<b>39</b>
<b><i>sie</i>dete 33</b>	<b><i>sott</i> 1</b>	<b><i>sod</i> 2</b>	<b><i>sied</i> 3</b>		<b>39</b>
<b><i>saug</i>te 33</b>	<b><i>sog</i> 7</b>			1 DF	<b>40</b>
<b><i>gär</i>te 22 <i>garte</i> 2</b>	<b><i>gor</i> 13</b>	<b><i>gar</i> 2 <i>gör</i> 1</b>		1 DF <b><i>gor/gär</i>te</b>	<b>40</b>
<i>trüg</i> te 21	<i>trog</i> 16	<i>trug</i> 9		1 DF <i>trog/trüg</i> te	46
<i>schwör</i> te 16	<i>schw</i> or 27 <i>schw</i> wur 11			2 DF <i>schwör</i> te/ <i>schw</i> or <i>schwör</i> te/ <i>schw</i> wur	54
<i>sin</i> nte 15	<i>sann</i> 28	<i>sonn</i> 3	<i>sand</i> te/ <i>nte</i> 3 <i>sinn</i> (t) 2		51
<i>fecht</i> ete 13	<i>focht</i> 31 <i>gefocht</i> en 1		<i>fochte</i> 1 <i>foch</i> 1	1 DF <i>focht</i> / <i>fecht</i> ete	47
<b><i>glimm</i>te 12</b>	<b><i>glom</i>m 25</b>	<b><i>glamm</i> 1</b>		1 DF <b><i>glimm</i>te/<i>glom</i>m</b>	<b>38</b>
<b><i>mel</i>kte 12</b>	<b><i>molk</i> 29</b>			2 DF	<b>41</b>
<i>speit</i> e 12 <i>speib</i> te 1	<i>spie</i> 39 <i>spieb</i> 2			2 DF <i>speit</i> e/ <i>spieb</i> <i>speit</i> e/ <i>spie</i>	54
<i>spin</i> nte 12	<i>sponn</i> 22	<i>spann</i> 19		2 DF <i>spann</i> / <i>sponn</i> <i>spin</i> nte/ <i>spann</i>	53
<i>pre</i> iste 12	<i>pries</i> 43			3 DF	55
<b><i>lad</i>ete 9</b>	<b><i>lud</i> 32</b>			2 DF	<b>41</b>
<i>flecht</i> ete 8	<i>flocht</i> 33		<i>flochte</i> 5	1 DF	46
<i>sprieß</i> te 9	<i>spross</i> 40		<i>sprieß</i> 2	1 DF <i>sprieß</i> - <i>te</i> / <i>spross</i>	51
<i>kneif</i> te 6	<i>kniff</i> 44			3 DF	50
<i>meid</i> ete 6	<i>mied</i> 48			2 DF	54
<i>pfeif</i> te 6	<i>pfiff</i> 48			2 DF	54
<i>leid</i> ete 6	<i>litt</i> 48			2 DF	54
<i>weist</i> e 6	<i>wies</i> 49			3 DF	55
<i>gleit</i> ete 5	<i>glitt</i> 48		<i>gleit</i> e 1	2 DF	54
<i>weich</i> te 5	<i>wich</i> 49			2 DF	54
<i>schein</i> te 5	<i>schien</i> 50			3 DF	55
<i>schreit</i> ete 4	<i>schrift</i> 43			2 DF	47
<i>schreit</i> e 4	<i>schrie</i> 48			1 DF	52
<i>leih</i> te 4	<i>lieh</i> 50			2 DF	54
<i>schwing</i> te 2	<i>schw</i> ang 43	<i>schw</i> ung 3 <i>schw</i> wank 2	<i>schw</i> angte1 <i>schw</i> wängte1		52
<i>reit</i> ete 2	<i>ritt</i> 50				52

Obwohl kein besonderes Augenmerk auf die Frage gelegt wurde, welche Ablautreihen heute die meisten Abgänge zu verbuchen haben, werde ich nun eine kurze Anmerkung dazu machen, da eine eindeutige Tendenz feststellbar ist: Die Verben *pflegen, saugen, siedern, gären, trügen, schwören, fechten, glimmen* und *melken*, welche unter den ersten 11 Plätzen zu finden sind, gehören alle der Ablautreihe 2 an. Nur *trügen, fechten* (und zu großen Teilen auch *schwören*) haben in den Grammatiken noch keine schwachen Alternativformen neben den starken stehen. Auf den Plätzen 2, 12 und 14 befinden sich die Verben *hauen, speien* und *preisen*, welche alle der 1. Ablautreihe angehören.

Es folgt nun eine tabellarische Übersicht der Ergebnisse des 2. Umfrage-Abschnitts, wo es darum ging, schwache Verbformen der normativ starken Verben als eher richtig oder eher falsch zu bewerten. Geordnet sind die Verbformen je nach Größe der Zustimmung für die schwachen Formen, wobei die ersten beiden Stufen ebenso wie die letzten beiden Stufen (gemeinsam) berücksichtigt werden.

SCHWACHE PRÄTERITUM-FORMEN	1 = RICHTIG	2	3	4	5	6 = FALSCH	GESAMTAN-ZAHL
<i>schwörte</i>	10	10	15	7	2	8	51
<i>trügte</i>	10	10	5	6	4	11	46
<i>kneifte</i>	7	11	6	6	5	12	50
<i>speite</i>	9	9	7	7	9	11	52
<i>scheinte</i>	10	7	9	5	5	16	52
<i>meidete</i>	10	7	3	9	9	14	52
<i>leihte</i>	7	10	5	9	7	14	52
<i>weiste</i>	7	9	4	6	13	12	51
<i>spinnete</i>	8	7	8	8	10	11	52
<i>sprießte</i>	5	10	11	7	7	12	52
<i>schreitete</i>	6	8	6	7	9	11	47
<i>sinnte</i>	3	11	8	7	7	15	51
<i>preiste</i>	6	7	5	9	9	16	52
<i>reitete</i>	7	6	2	11	4	22	52
<i>weichte</i>	7	6	7	4	11	17	52
<i>fechtete</i>	5	8	9	6	9	10	47
<i>leidete</i>	6	6	6	5	12	17	52
<i>schwingte</i>	4	8	5	6	8	20	52
<i>flechtete</i>	5	6	7	10	10	9	47
<i>gleitete</i>	6	2	6	7	16	15	52
<i>schreite</i>	6	2	7	2	7	28	52
<i>pfeifte</i>	5	3	3	7	10	24	52

Vergleicht man nun die Ergebnisse des 1. Abschnitts mit jenen des 2. Abschnitts, so können folgende Beobachtungen gemacht werden: Obwohl lediglich 6 Teilnehmer die Form *kneifte* bildeten, bewerteten 18 Teilnehmer sie als (eher) richtig. *Leihte* wurde nur 4-mal gebildet und

erhielt trotzdem von 17 Teilnehmern Zuspruch. Umgekehrt verhält es sich bei einer Verbform wie *flechtete*, welche immerhin 8-mal gebildet wurde, aber nur von 11 Teilnehmern wirklichen Zuspruch bekam. *Sinnte* wurde 15-mal, *preiste* 12-mal gebildet und dennoch empfanden nur 14 bzw. 13 Teilnehmer die Form als (eher) richtig.

## 7.5. Doppelformen

Laut Bittner sind gegenwärtig mehr als 50 starke Verben im Übergang zur schwachen Flexion.<sup>250</sup> Im Folgenden werden nun diejenigen angeführt, welche sich im Übergang zu Flexionsklasse 1.0. bzw. 1.1. befinden (siehe 5.4.). In den Gruppen 7.4.1-7.4.3. finden sich Verben, die in den Grammatiken bzw. in mindestens einer Grammatik schwach und stark flektieren. Schwache Formen mit der Markierung „archaisch“ bzw. „regional“ (vgl. *wünschen*, *falten*) erfahren dabei keine Berücksichtigung. Die Einteilung in die jeweiligen Gruppen ist nicht immer eindeutig. Manche Lexeme müssten beispielsweise sowohl 7.4.1 als auch 7.4.2. zugeordnet werden (vgl. *backen*). Darüber hinaus sind in Gruppe 7.4.1. Verben miteinbezogen, deren starke Formen als gehoben gelten bzw. welche in übertragener Bedeutung anders flektieren als in eigentlicher (vgl. *troff* zu *triefen* bzw. *gärte* zu *gären*).

Einige von Bittner nicht genannte (hier unterstrichene) Verben, werden uns in Abschnitt 7.4.4. auf Grund ihrer Geschichte ebenfalls beschäftigen. Bei den fettgedruckten Verben ist für den Autor der prophezeite Übergang zur schwachen Flexion nicht so eindeutig, da es sich um Verben handelt, welche stark und schwach mit Bedeutungsunterschied flektiert werden.<sup>251</sup>

Beim Vergleich der Verbformen in aktuellen Grammatiken liegt der Fokus ganz eindeutig auf den Präteritum- und den Partizip-II-Varianten, auch wenn Präsensalternativen beizeiten erwähnt werden. Das liegt daran, dass die Flexionsunterschiede bei Präteritum und Partizip II (auf Grund ihrer hohen Gebräuchlichkeit) sehr viel stärker im Blickpunkt der Aufmerksamkeit stehen als Flexionsunterschiede im Konj. Prät. sowie Imperativ, welche kaum Gegenstand „öffentlicher“ Diskussion sind.

### 7.5.1. Doppelformen ohne Bedeutungs- und teilweise mit stilistischem Unterschied:

*glimmen*, *klimmen*, *melken*, *wägen*, *sieden*, *dreschen*, *schinden*, *schallen/erschallen*, *dingen*, *dünken*, *küren/erküren*, *schwören*, *schnauben*, *stieben*, *gären*, *weben*, ***triefen***, *schleißen*, *spalten*, *salzen*, *winken*

### 7.5.2. Doppelformen mit Bedeutungsunterschied: *backen*, ***saugen***, *wenden*, *senden*, ***schaffen***, ***schleifen***, *pflügen*, *wachsen*, ***wiegen***, *hauen*, *bewegen*, ***scheren***, *schmeißen*

---

<sup>250</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 111.

<sup>251</sup> Vgl. Bittner (1996), S. 111.

**7.5.3. Doppelformen mit Bedeutungsunterschied je nach Transitivität:** *löschen/erlöschen, schrecken/erschrecken, **hängen**, stecken, quellen, schwellen, bleichen/erbleichen, **weichen**, verderben, schmelzen*

**7.5.4. Starke Verben mit Tendenz zur schwachen Flexion:** *laden, sprießen, pfeifen, scheinen, gleiten, weisen, sinnen, preisen, kneifen, schreiten, flechten, fechten, schwingen, meiden, leiden, leihen, reiten, schreien, speien, spinnen, trügen*

### **7.5.1. Doppelformen ohne Bedeutungs- und teilweise mit stilistischem Unterschied**

**Glimmen** – *glomm/glimmte – geglommen/geglimmt*

Das erst mhd. belegte Verb *glimmen* ist stark und gehört der Ablautreihe 3a an. Daneben existiert auch ein schwaches Synonym. Die ersten schwachen Formen des starken Verbes (vgl. *geglimm(e)t, glimm(e)te*) sind aus dem 17. Jh. bekannt.<sup>252</sup> Schwache Formen im Präteritum und im Partizip II werden im 18. Jh. häufiger und verdrängen allmählich die starke Flexion.<sup>253</sup> Gottsched notiert noch eine ausschließlich starke Flexion mit -o- in den Formen des Präteritums und im Partizip II.<sup>254</sup> Adelung stellt bereits eine vorwiegend schwache Bildungsweise fest; bei den starken Formen gibt er -o- nur mit Einschränkung an. Für ihn gelten die starken Formen als mundartlich bzw. obd.<sup>255</sup> Auch Frisch gibt den schwachen Formen den Vorzug, wenn er auch eingesteht, dass einige noch *glohm* bzw. *geglommen* sagen.<sup>256</sup> Das Gros der Autoren spricht von schwankendem Gebrauch. Im 18. Jh. kommt es des Weiteren zu einer Veränderung der Ablautstruktur (vgl. *glomm < glam, geglommen < geglommen*). Im 19. Jh. verzeichnen fast alle Wörterbücher schwankenden Gebrauch, der Vorzug wird allerdings der schwachen Flexion gegeben. Starke Flexion gilt zunehmend als gehoben, herrscht aber im übertragenen Gebrauch immer noch vor. Im 20. Jh. stehen starke und schwache Formen gleichberechtigt nebeneinander mit Tendenz zur schwachen Flexion vor allem im mündlichen Gebrauch. Auch der Konj. Prät. beginnt zur schwachen Beugung überzuwechseln. Vereinzelt findet man in Wörterbüchern die Anmerkung „in übertragener Bedeutung und in Verbindung mit Augen noch stark“.<sup>257</sup> Laut dem Duden der sprachlichen Zweifelsfälle z.B. herrschen in übertragenem Gebrauch die starken Formen, welche sonst als gehoben anzu-

<sup>252</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 130.

<sup>253</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 8, Sp. 86.

<sup>254</sup> Vgl. Gottsched (1978), S. 394.

<sup>255</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 724.

<sup>256</sup> Vgl. Frisch (1977), S. 355.

<sup>257</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 130-131.

sehen sind, noch vor.<sup>258</sup> Durch die Konkurrenz von *leuchten* und *glühen* sinkt die Gebrauchsfrequenz des Verbs.<sup>259</sup>

In den Grammatiken ab 1950 werden zwar tatsächlich meist starke und schwache Formen angeführt, jedoch erweisen sich die starken Formen – und das spricht gegen Theobalds Erörterungen – oft noch als dominant; d.h., sie werden als erstes genannt. Bei Jung geschieht dies beispielsweise nicht mehr. Genzmer führt im Partizip II nur die starke Form an. Im ÖWB sowie im Wahrig stehen die schwache Partizip-II-Form bzw. Partizip II und Präteritum in Klammern. Nur Engel und Griesbach bleiben bei ausschließlich starken Formen.

Das Verb wurde in der Umfrage 12-mal schwach und 25-mal stark gebildet. Einmal tritt auch die Form *glamm* auf. Hier ist die schwache Flexion offensichtlich noch nicht im Vormarsch begriffen, was möglicherweise mit der niedrigen Gebrauchsfrequenz und dem archaischen Charakter des Verbs zu tun hat. Die starke Form ist im mentalen Gedächtnis verankert und erfährt keine Aktualisierung, weil dies schlicht nicht notwendig ist – so meine Vermutung. Die Bezugsgröße der Teilnehmer wäre dann die geschriebene Sprache, welche, wie bereits in Erfahrung gebracht wurde, einen statischen, normenkonservierenden Charakter besitzt. Dies spräche allerdings gegen die Annahme, dass vor allem niedrigfrequente starke Verben im Laufe der Zeit schwach werden.

### ***Klimmen*** – *klomm/klimmte* – *geklommen/geklimmt*

Das Verb ahd. *klimban* wird ahd. und mhd. stark flektiert. Im Mnd. sind jedoch bereits die ersten schwachen Präteritumformen bezeugt. Für das 16. Jh. fehlen Belege, im 17. Jh. bezeichnet Stieler<sup>260</sup> das Verb als schwach. Im 18. Jh. wechselt das Lexem von der Ablautreihe 3a zur Ablautreihe 2 mit o-Vokalismus über. Adelung<sup>261</sup> gibt der schwachen Flexion den Vorzug. Nach seinen Angaben war das Verb zu jener Zeit bereits vor allem dichterisch gebraucht. Im 19. Jh. bezeichnen 5 Wörterbücher das Lexem als der höheren Schreibart zugehörig. Blatz<sup>262</sup> vermerkt, dass der edle Stil die starken Formen bewahrt. Bereits 3-mal wird das Verb mit schwacher Flexion angeführt, im 19. Jh. bezeichnet die Mehrzahl der Nachschlagewerke das Wort als schwankend zwischen starker und schwacher Flexion bei Bevorzugung der starken Form. Im 20. Jh. nimmt die Zuweisung zur schwachen Flexion ab. Nur 2 Autoren weisen das Lexem als weniger gebräuchlich und der gewählteren Rede angehörig aus.<sup>263</sup>

Von den zum Vergleich herangezogenen Grammatiken geben Götze, Engel und Genzmer noch keine schwachen Formen an, wiewohl Engel bemerkt, dass die Form ge-

---

<sup>258</sup> Vgl. Duden (2007), S. 412.

<sup>259</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 131.

<sup>260</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 1, Sp. 966.

<sup>261</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 1629.

<sup>262</sup> Vgl. Blatz (1970), S. 476.

<sup>263</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 124-125.

*klommen* selten ist. Sonst tauchen neben den starken überall – außer im Wahrig – schon schwache Formen (möglicherweise in Analogie zu *glimmen*) auf, auch wenn die starken fast immer noch vorgezogen werden. Das Kompositum *erklimmen* (*erklomm* – *erklommen*) kommt weitaus öfter vor als das Simplex. Dies mag die Ursache dafür sein, dass die Entwicklung von stark zu schwach bei *klimmen* langsamer verläuft als bei *glimmen*. Sowohl *glimmen* als auch *klimmen* haben mittlerweile mit *klettern* bzw. *glühen/leuchten* erfolgreiche Konkurrenzformen neben sich stehen. Im GWB und im ÖWB wird das Lexem bei den starken Verben nicht mehr genannt, entweder weil es deren Ansicht nach veraltet oder gänzlich zur schwachen Flexion übergegangen ist.

### **Melken** – *melkst/milkst* – *melkte/molk* – *gemolken/gemelkt*

Ahd. und mhd. wird das Verb stark flektiert, mnd. dringen im Partizip II schwache Formen ein. Im 16. Jh. nennt Clajus<sup>264</sup> das Verb schwach, im 17. Jh. bildet Schupp<sup>265</sup> das Präteritum *melkte*. Das Partizip II wird als schwach, aber auch (z.B. von Stieler<sup>266</sup>) als stark angegeben. Im 18. Jh. wird das Verb überwiegend stark flektiert, seit Mitte des Jahrhunderts dringen vermehrt schwache Formen ein. Diese Entwicklung deckt sich mit morphologischen Veränderungen des Verbs. Seit der 1. Hälfte des Jh. bildet das Verb Präteritum und Partizip II (abweichend von der normalen Entwicklung in der Ablautreihe 3b) mit -o-; Präterital- und Partizipialvokal sind nun identisch. Parallel dazu tritt (vor allem im Präteritum) häufiger schwache Flexion auf. Adelung<sup>267</sup> merkt an, dass das Verb in *Milch melken* stark zu flektieren sei, im allgemeinen Sinn von „ziehen“ aber schwach. Im 19. Jh. dringen schwache Formen weiter vor. Die meisten Autoren nennen das Verb in seiner Flexionsweise unentschieden. Die e/i-Wechselflexion wird zunehmend abgebaut. Im 20. Jh. bezeichnen Nachschlagewerke *melken* als schwankend. Im Präteritum erhält schwach meist den Vorzug, oft wird das schwache Partizip II gar nicht genannt.<sup>268</sup>

In allen Grammatiken bis auf die von Griesbach werden sowohl schwache Präteritum- als auch Partizip-II-Formen angeführt, die schon beinahe als gleichwertig zu betrachten sind. Die starke Partizip-II-Form ist aber immer noch gebräuchlicher als die schwache. Bei den Präteritumformen hingegen dominiert schon oft (vgl. Duden 1998/2006, Engel) das schwache *melkte*. Jung konstatiert, dass *melken* heute für gewöhnlich schwach flektiert wird, es allerdings nur *frisch gemolkene Milch* und nicht *gemelkte Milch* heißen kann. Der Wahrig führt sowohl die starke Präteritum- als auch die starke Partizip-II-Form nur noch in Klammern an. Das GWB verfährt ebenso beim Präteritum; schwaches und starkes Partizip II stehen allerdings gleichberechtigt nebeneinander. Im ÖWB verhält es sich umgekehrt. Das schwa-

<sup>264</sup> Vgl. Clajus (1894), S. 104.

<sup>265</sup> Vgl. Schupp (1910), S. 422.

<sup>266</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 2, Sp. 1265.

<sup>267</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 173.

<sup>268</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 141-143.

che Partizip II wird neben der starken Form in Klammern angeführt. Starkes und schwaches Präteritum stehen nebeneinander. Das starke *milkt* in der 3. Sg. Präs. (vgl. Duden 2006, Engel, Götze, Jude, GWB, Wahrig) gilt als veraltet und wird auch nicht mehr von allen Grammatiken genannt.

Interessanterweise wurde *melken* in der Umfrage nur 12-mal schwach und 29-mal stark gebildet. Hier ist die starke Form also wie auch bei *glimmen* im Gegensatz zu anderen Doppelformen offensichtlich immer noch sehr dominant. Auch eine Analogiebildung zum vorwiegend starken Partizip II ist denkbar.

### **Wägen** – *wog/wägte* – *gewogen/gewägt*

*Wägte* wird schon häufig (bei Jude, Engel, Griesbach, Helbig/Buscha, im Duden 1998/2006 sowie im Wahrig) als alternative schwache Präteritumform genannt, die jedoch seltener als die starke vorkommt. Auch die schwache Partizip-II-Form *gewägt* wird in all diesen Grammatiken bzw. Wörterbüchern – mit Ausnahme von Helbig/Buscha – angeführt. Laut dem Duden der sprachlichen Zweifelsfälle<sup>269</sup> ist die schwache Flexion aber eher unüblich.

### **Sieden** – *siedete/sott* – *gesotten/gesiedet*

Bei diesem Verb scheiden sich die Geister. Engel gibt die schwache Präteritumform zwar an, markiert *sott* jedoch als die häufiger vorkommende Variante. Bei Jung sind die schwachen Formen „auch schon“ gebräuchlich. Für den Duden 1998 sowie Muthmann<sup>270</sup> ist *siedete* mittlerweile gängiger. Götze und Griesbach geben nur das starke Präteritum an. Auch das schwache Partizip II sieht nur der Duden als „heute gebräuchlicher“. Ansonsten dominiert noch die starke Form *gesotten*. Im Wahrig werden die schwachen Formen interessanterweise trans. gebraucht. Im ÖWB stehen starkes und schwaches Präteritum gleichberechtigt nebeneinander. Das schwache Partizip II wird neben dem starken in Klammern angeführt. In fachsprachlicher Verwendung kommen laut dem Duden der sprachlichen Zweifelsfälle<sup>271</sup> nur die schwachen Formen vor (vgl. *Die Flüssigkeit wird gesiedet.*).

Das Verb wurde in der Umfrage nur einmal stark, jedoch 33-mal schwach gebildet. Einmal scheint die Form *sod* auf, welche im Ahd. sogar noch als normativ korrekt gilt (siehe S. 17), weitere 3-mal *sied*. Hier ist allerdings nicht klar erkennbar, ob es sich um einen Flüchtigkeitsfehler handelt oder eine tatsächlich so intendierte Form.

---

<sup>269</sup> Vgl. Duden (2007), S. 979.

<sup>270</sup> Vgl. Muthmann (1994), S. 397.

<sup>271</sup> Vgl. Duden (2007), S. 822.

### **Dreschen** – *drischst/dreschst* – *drosch/drasch/dreschte* – *gedroschen*

Das Wort selbst ist durch seinen landwirtschaftlichen Gebrauch (vor allem dialektal) noch sehr lebendig. *Drasch* (vgl. Götze, Jude, Duden 1998, Wahrig) stellt eine veraltete Form dar, die in den Grammatiken immer noch häufig, wenn auch meist in Klammern, angeführt wird. Der Duden 2006 gibt im Gegensatz zum Duden 1998 eine schwache Präteritumform *dreschte* an. Sonst wird diese Variante nicht genannt. Das ÖWB sowie das GWB nennen auch nur das starke Präteritum. Im Partizip II zeigen sich de facto keine schwachen Formen. Die *e/i*-Wechselflexion in der 2., 3. Sg. Präs. gilt praktisch noch uneingeschränkt (vgl. Engel, Griesbach/Schulze, ÖWB, Wahrig, Duden 2006). Der Duden 2006 führt als einzige Grammatik neben *drischt* auch schon *drescht* an bzw. neben *drosch/drasch* schwaches *dreschte*.

### **Schinden** – *schindete/schund* – *geschunden*

Das Verb wird ahd. schwach flektiert. Mhd. tritt nach dem Ablautmuster von *binden* neben das schwache Präteritum *schinte* das starke bald üblich werdende *schant*. Im Partizip II hält sich die schwache Variante laut Frnhd. Grammatik<sup>272</sup> bis ca. 1200. In der Schweiz tritt die schwache Flexion erst im 15. Jh. zurück. Im 16. Jh. bezeichnen Clajus<sup>273</sup> und Ölinger<sup>274</sup> das Verb als nur stark; schwache Flexion soll daneben weiterexistiert haben. Stieler<sup>275</sup> belegt im 17. Jh. sowohl starke als auch schwache Beugung im Präteritum und im Partizip II. Im 18. Jh. hat sich die starke Flexion in allen paradigmatischen Positionen durchgesetzt. Unsicherheit gibt es bezüglich des Präteritumvokals. In der Regel ändert die entsprechende Ablautklasse im Rahmen des Ausgleichsprozesses den Vokal von *-u-* zu *-a-*, jedoch nicht bei *schinden*. Auch im 19. Jh. wird das Verb als überwiegend stark bezeichnet. Diese Tendenz setzt sich im 20. Jh. fort, wenn das Präteritum auch in beiden Jahrhunderten auf Grund der Unsicherheit beim Ablautvokal gemieden wird. *Schand* gilt als mundartliche oder seltene Nebenform. Verstärkt dringen schwache Formen nur im Präteritum ein, schwaches Partizip II gilt als alte oder mundartliche Variante.<sup>276</sup>

In den Grammatiken der Neuzeit wird das Präteritum oft vermieden (vgl. Duden 1998, Muthmann u.a.) und wenn es doch einmal auftaucht, dann eher in der schwachen Form *schindete* (vgl. Götze, Duden, GWB). Der Wahrig sowie auch Genzmer geben allerdings immer noch ausschließlich die starke Form *schund* an, das ÖWB zumindest in Klammern. Eine schwache Partizip-II-Form existiert de facto nicht. Das starke *geschunden* erfährt Unterstützung durch das gebräuchliche Adjektiv *zerschunden*.

<sup>272</sup> Vgl. Moser/Stopp (1988), S. 354.

<sup>273</sup> Vgl. Clajus (1894), S. 97.

<sup>274</sup> Vgl. Ölinger (1897), S. 84.

<sup>275</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 2, Sp. 1797-1798.

<sup>276</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 241-242.



### **Schallen** – *schallte/scholl* – *geschallt/geschollen*

*Schallte* gilt weithin als die häufigere Form, wenn auch *scholl* meist noch angegeben wird. Anders verhält es sich mit dem Partizip II. Die starke Form wird in manchen Grammatiken (vgl. Engel, Götze, Duden1998/2006, ÖWB, Jung) oft nicht einmal mehr genannt. Lediglich Genzmer, Griesbach/Schulze sowie Helbig/Buscha führen sie an.

Die starke Präteritumform *scholl* ist erst im 17. Jh. neben älteres *schallte* getreten und stammt von dem untergegangenen starken Verb *schellen* „tönen“.<sup>277</sup> Häufiger als das Simplex wird beispielsweise das Kompositum *erschallen* gebildet, welches im GWB noch ausschließlich stark flektiert erscheint. Muthmann stellt die schwachen und die starken Formen sowohl beim Simplex als auch beim Kompositum gleichwertig nebeneinander.<sup>278</sup>

### **Dingen** – *dingte/dang* – *gedingt/gedungen*

*Dingen* ist ahd. und mhd. ein schwaches Verb mit einem wesentlich größeren Bedeutungsspektrum als im Nhd. Das Verb bleibt bis zum 16. Jh. schwach. Stieler<sup>279</sup> kennt schon starke Formen im Präteritum und Partizip II. Im ausgehenden 17. Jh. dringt die starke Konjugation in das Paradigma ein. Laut der Frnhd. Grammatik<sup>280</sup> gelangt die starke Flexion über Sprachtheoretiker, die durch das nd. *dong*, *gedongen* beeinflusst sind, ins Deutsche. Im Mnd. ist bereits ein starkes Partizip II belegt. Im 18. Jh. verzeichnet ein Großteil der Wörterbücher starke Formen, wobei die starke Flexion im Partizip II weiter vorgedrungen zu sein scheint. Im 19. Jh. kennt niemand das Verb als ausschließlich schwach. Der Vorzug wird genauso häufig stark wie schwach gegeben. Nur beim Partizip II scheint die starke Flexion zu überwiegen, die zum Teil als allein mögliche Form aufgeführt wird. Im Präteritum stehen stark und schwach gleichberechtigt nebeneinander. Im 20. Jh. wird das Präteritum oft als ausschließlich schwach angeführt, nicht aber das Partizip II. Hier erhält die starke Form sogar den Vorzug. Das schwache Partizip II *bedingt* wird im Sinne von „Ursache von etwas sein“ gebraucht, *gedungen* bedeutet dagegen „unter bestimmten Bedingungen angenommen, gemietet, eingestellt“. Im Partizip II behauptet sich die starke Flexion, da die schwache Form die semantische Funktion nicht übernehmen kann. Das schwache Partizip II bleibt nur in *bedingen* bewahrt. Das starke Partizip II wird durch Phraseme wie *gedungener Mörder* gestützt.<sup>281</sup> Bei *dingen* handelt es sich um ein veraltetes Verb, welches in der gesprochenen Sprache kaum verwendet wird.

---

<sup>277</sup> Vgl. Duden (2007), S. 789.

<sup>278</sup> Vgl. Muthmann (1994), S. 397.

<sup>279</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 1, Sp. 319.

<sup>280</sup> Vgl. Moser/Stopp (1988), S. 355.

<sup>281</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 237-238.

Der Bereich dessen, was gedungen werden kann, ist eingeschränkt; vgl. *Er dang den Mörder*.<sup>282</sup>

Das Präteritum wird in den Grammatiken meist (vielleicht in Analogie zu *bedingen - bedingte*) schwach flektiert (vgl. Duden 1998, ÖWB, Wahrig, Jung, Helbig/Buscha), während das schwache Partizip II *gedingt* im Gegensatz zu *gedungen* nur selten vorkommt (aber z.B. bei Helbig/Buscha). Von Götze wird *dang* als „selten“ und *dingte* als „regional“ markiert. Engel nennt nur die starke Form, Helbig nur die schwache. Griesbach führt neben dem schwachen auch das starke Präteritum an, Jude neben dem starken das schwache. Ein Übergang zur schwachen Flexion wird möglicherweise durch das seltene Ablautverhältnis *i – a – u* sowie den seltenen Gebrauch gestützt.

### **Dünken** – *dünkt/deucht – dünkte/deuchte – gedünkt/gedeucht*

Neben der [sic!] mhd. Präteritumform *dûhte* kommt etwa ab 1300 auch die Form *dünkte* vor und etwa ab 1400 sogar die als Indikativ verwendete Konjunktivform *diuhte*, nhd. *deuchte*.<sup>283</sup>

Wie auch bei *dingen* handelt es sich hierbei um ein in der gesprochenen Sprache kaum gebrauchtes Wort. Sein Verwendungsbereich ist jedoch nicht gleichermaßen eingeschränkt. Die starken Formen des Wortes mit der Bedeutung „scheinen“ sind mittlerweile weniger gebräuchlich als die schwachen. Dies gilt besonders für die Partizip-II-Form.

### **Küren/kiesen** – *kürte/kor/kieste – gekürt/gekoren/gekiest*

Viele Wörterbücher führen sowohl *küren*, das mittlerweile weitgehend schwach flektiert wird, als auch *kiesen*, ein veraltetes Verb, das seit dem 17. Jh. in den Präsensformen allmählich durch *küren* verdrängt worden ist<sup>284</sup>, gar nicht mehr an. Bei Engel, Jude, Jung und im Duden 2006 werden sowohl starkes Präteritum *kor* als auch starkes Partizip II *gekoren* angeführt. Jung gelten die starken Formen als gehoben, er nennt auch die schwachen. Jude markiert die starken Formen als „selten“, im Duden wird nur die starke Präteritumform derart gekennzeichnet, das starke Partizip II hat hier keine schwache Variante. Im Wahrig wird neben dem starken Präteritum *erkor* das schwache *erkieste* in Klammer angeführt. Auch im Duden 1998 wird bemerkt, dass *erkiesen*, dessen Präsensformen ebenso ungebräuchlich sind wie sein Infinitiv, selten auch regelmäßig beugt. Das ÖWB flektiert das Verb *erkiesen* ausschließlich stark. Das starke Partizip II ist vor allem im Kompositum *auserkoren* noch erhalten. Betrachtet man die diversen Verbformen in den Grammatiken bekommt man nur sehr schwer den Eindruck, man hätte es hier mit „Sprachwirklichkeit“ zu tun.

---

<sup>282</sup> Schrodts (1995), S. 208.

<sup>283</sup> Muthmann (1994), S. 397-398.

<sup>284</sup> Vgl. Duden (2007), S. 501.

## **Schwören** – *schwor/schwur/schwörte* – *geschworen/geschwört*

Das Verb flektiert ahd. (vgl. *suuerian, suuerran*) und mhd. (vgl. *swern* „eidlich bekräftigen“) stark und weist Vokalismus sowie den Infinitivvokal *-e-* auf.<sup>285</sup> Im 16. und 17. Jh. ist der Präteritumvokal noch *-u-*. Im 18. Jh. beginnen *e*-haltige Infinitivformen mit *ö*-haltigen zu konkurrieren (vgl. *schweren/schwören*) und neben die präteritalen *u*-Formen treten *o*-Formen (vgl. *schwur* – *schwor*). Diese entstanden vielleicht durch Beeinflussung vom Partizip II im Rahmen des Ausgleichsprozesses.<sup>286</sup> Laut Adelung wird die Form *schwur* nur im „gemeinen“ Leben verwendet, *schwor* ist für ihn die „berechtigte“ Form;<sup>287</sup> sie dringt später auch ins Obd. ein. Schwaches Präteritum (vgl. *schwerete*) erscheint in obd. Mundarten dort, wo die Neigung zur Überführung starker Flexion in die schwache besteht. Vereinzelt findet man *schwörte* für *schwur* auch in der Schriftsprache<sup>288</sup>, z.B. bei Schupp (vgl. *schwerete bey seiner trew*).<sup>289</sup> Die ersten schwachen Nebenformen im 19. Jh. in obd. Varietäten haben häufig den Zusatz „mündliche Variante“ und deshalb keine Chance sich durchzusetzen. Im 20. Jh. wird das Verb vorwiegend stark flektiert. Schwache Formen, die man häufiger im ugs. Präteritum findet, werden immer mit dem Zusatz „mdal.“ und „nicht korrekt“ angegeben. Die meisten schwachen Formen findet man laut Theobald im Obd.<sup>290</sup>

*Schwur* wird von vielen Grammatiken immer noch als eine mögliche (veraltete) Variante angegeben (vgl. ÖWB). Im Wahrig wird sie gegenüber *schwor* sogar als dominante Form genannt. Genzmer gibt ausschließlich die starken Formen *schwor* und *geschworen* an. Die schwache Präteritumform *schwörte* tritt laut Griesbach in der geänderten Bedeutung „von der Qualität/Leistung einer Person/Sache überzeugt sein“ auf. Kommentarlos führen auch Engel, Griesbach/Schulze und Helbig/Buscha die schwache Form *schwörte* an, ohne jedoch mit ihr einen Bedeutungsunterschied zu verknüpfen. Dieselben Grammatiken nennen die schwache Partizip-II-Form *geschwört*. Laut dem Duden der sprachlichen Zweifelsfälle<sup>291</sup> sind die regional gelegentlich vorkommenden schwachen Formen nicht korrekt.

Das Verb wurde in der Umfrage 16-mal schwach und 38-mal stark gebildet, wobei sich die starken Verben auf *schwor* (27-mal) und *schwur* (11-mal) verteilen. 2 Doppelformen wurden ebenfalls angeführt: *schwörte/schwor* sowie *schwörte/schwur*. *Schwörte* hat mit 20 Fürstimmen die höchste Akzeptanz von allen relevanten Verben. Nur 10 Teilnehmer lehnten diese Form (eher) ab. Interessant ist die oftmalige Nennung des im Grunde veralteten *schwur*. Da sich die Zahl der älteren Teilnehmer in Grenzen hält, kann man auch nicht davon ausgehen, dass fortgeschrittenes Alter die Ursache für diese Bildung darstellt. In der OM-

<sup>285</sup> Vgl. Grimm (1854–1960), Bd. 15, Sp. 2733-2734.

<sup>286</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 136-137.

<sup>287</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 1757.

<sup>288</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 15, Sp. 2734.

<sup>289</sup> Vgl. Schupp (1910), S. 769.

<sup>290</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 137.

<sup>291</sup> Vgl. Duden (2007), S. 811.

Gruppe wurde *schwören* 5-mal und in der M-Gruppe 9-mal schwach flektiert. Auch 2 Schüler beugten das Verb derart. D.h., *schwören* wurde von der OM-Gruppe verhältnismäßig öfter schwach gebildet.

Online konnten folgende Belege für schwache Flexion gefunden werden:

Neulich [kräuselten sich mir] die Fussnägel [sic!], als [...] eine Moderatorin [vom] Kultursender WDR5 behauptete „schon Hildegard von Bingen schwörte auf“ [...] Noch ein paar mal [sic!] solcher Unsinn und er steht auch im Duden.<sup>292</sup>

befürchtet der empörte Produzent dieser Äußerung.

Am selben Tage [...] fand ich in einem so genannten Qualitätsblatt in einem Artikel über den SP-Frauenkongress den Satz: "Sie schwörten sich auf die kommende Wahl ein".<sup>293</sup>

Die Ablehnung gegenüber einer neuen Form wird scheinbar immer dann am größten und am häufigsten explizit formuliert, wenn diese Form tatsächlich gebräuchlich(er) zu werden scheint.

### **Schnauben** – *schnaubte/schnob* – *geschnaubt/geschnoben*

Alle Grammatiken – bis auf das GWB, welches das Verb nicht nennt – führen die starken und schwachen Präteritum- und Partizip-II-Formen an. Die starken Verbformen werden als „veraltet“ und „literarisch“ angesehen. *Schnaubte* gilt als das heute gebräuchliche Präteritum. Auch im Partizip II gewinnt die schwache Form langsam an Bedeutung; im Wahrig und ÖWB ist sie schon dominant. Allerdings ist das starke Partizip II noch immer gebräuchlicher als das starke Präteritum. Laut dem Duden der sprachlichen Zweifelsfälle<sup>294</sup> werden die starken Formen nur noch selten und dann in gehobener Sprache gebraucht, und zwar meist in Zusammenhang mit starken Gemütsbewegungen (aber nicht für „die Nase putzen“).

### **Stieben** – *stob/stieberte* – *gestoben/gestiebt*

Die starken Formen sind sowohl im Präteritum als auch im Partizip II immer noch gebräuchlicher als die schwachen. In der Regel werden die schwachen Formen aber genannt. Bei Griesbach, Griesbach/Schulze und im Wahrig werden noch gar keine schwachen Nebenformen angegeben. Das ÖWB und das GWB besprechen *stieben* bei den starken Verben nicht, wohl deshalb, weil sie es als schwach flektierend ansehen.

<sup>292</sup> <http://www.wer-weiss-was.de/theme143/article3857236.html>

<sup>293</sup> <http://vorarlberg.orf.at/magazin/studio/radiovorarlberg/stories/299239>

<sup>294</sup> Vgl. Duden (2007), S. 798.

### **Gären** – *gor/gärte* – *gegoren/gegärt*

Die starken Formen, welche von beinahe allen Grammatiken (vor allem im Präteritum) als gleichwertig zu den schwachen angesehen werden, erfahren vor allem in übertragener Bedeutung Verwendung. Bei Jung heißt es beispielsweise:

Gären wird vereinzelt schwach gebildet, z.B. im übertragenen Sinne: *Es gärte unter den Völkern Afrikas.* aber: *Der Wein gor,* auch *gärte.*<sup>295</sup>

Im GWB gilt *gärte* schon als die gebräuchlichere Form. In Judes Grammatik wird dem schwachen Verb die Bedeutung „unruhig sein“ zugeordnet und muss somit auch als intrans. im Gegensatz zum starken Verb eingestuft werden.

Das Verb wurde in der Umfrage 24-mal schwach und 16-mal stark gebildet. Auf die Form *gärte* entfallen 21, auf die Form *garte* 2 Nennungen. *Gor* wurde 13-mal gebildet, *gar* 2-mal und *gör* einmal. Hierbei könnte es sich natürlich um Flüchtigkeits- bzw. Rechtschreibfehler handeln. Die schwachen Formen überwiegen bei diesem Verb schon relativ deutlich.

### **Weben** – *wob/webte* – *gewoben/gewebt*

Das ahd. starke Verb *weban* hat ein weiteres Bedeutungsspektrum als das mhd. schwache Synonym *weben*. Im 16. Jh. zeigen sich bei den Autoren sehr widersprüchliche Haltungen, welche von einem Nebeneinander von schwach und stark herrühren können oder auf der Unsicherheit bezüglich der richtigen Ablautalternation im Rahmen des frnhd. Ausgleichsprozesses beruhen. Das Vordringen der schwachen Variante ist dadurch begünstigt. Im 17. und 18. Jh. scheinen starke Formen unbekannt. Adelung<sup>296</sup> ist der erste, der sie wieder erwähnt. In seinem Wörterbuch differenziert er semantisch: Schwach wird das Verb in der Bedeutung „sich bewegen“ und auch meist in der Bedeutung „weben“ flektiert. Ende des 18. Jh. dringt stark wieder mit verändertem Präteritalvokal (-o- statt -i-) ein. Alte Wörterbücher des 19. Jh. verzeichnen starke Formen (in der Bedeutung „sich bewegen“ und „weben“) in Orientierung an den romanischen Sprachwissenschaften. Starke Formen gelten grundsätzlich als gehoben und werden in übertragener Bedeutung sowie in der Dichtersprache gebraucht. Einige Wörterbücher geben an, dass das Verb schwankend in seiner Bildungsweise sei, doch auch hier gilt die starke Form als dichterisch. Das Präsens, welches lautgesetzlich der e/i-Wechselflexion unterliegen sollte, wird nur noch schwach gebeugt. Im 20. Jh. differenzieren viele Wörterbücher die Flexion anhand semantischer Aspekte. Meist schwach flektiert wird in handwerklicher und eigentlicher Bedeutung „weben, bewegen“, in poetischer Sprache und im übertragenen Sinn meist stark. Ugs. dominiert schwache Beugung.<sup>297</sup>

---

<sup>295</sup> Jung (1990), S. 179.

<sup>296</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 1418-1419.

<sup>297</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 114-116.

In den zum Vergleich herangezogenen Grammatiken werden die starken Formen heute vor allem im übertragenen Sinn sowie literarisch gebraucht, die schwachen hingegen eher in der Bedeutung „mit Längs- und Querschnitten Tuch herstellen“ (vgl. Engel). Griesbach und das GWB geben nur die starken Formen an, der Wahrig wiederum setzt diese in Klammern. Auch bei Helbig/Buscha findet man neben den starken die schwachen Formen. Jung konstatiert, dass das Verb in der Regel schwach gebildet wird.

### ***Triefen*** – *triefte/troff* – *getrieft/getroffen*

Im 16. Jh. wird das Verb ahd. *triufan*, mhd. *triefen* mit *ie/eu*-Wechselflexion im Präsens von Clajus stark flektiert.<sup>298</sup> Im 17. Jh. konjugiert Schottelius es ebenfalls stark.<sup>299</sup> 30 Jahre später gilt bei Stieler für das Partizip II schwache und starke Beugung<sup>300</sup>, was laut Theobald als ungewöhnlich betrachtet werden muss, da auf jener paradigmatischen Position die ursprüngliche Form in der Regel am längsten bewahrt wird.<sup>301</sup> Das DWB merkt hier an, dass es bei Beibehaltung des starken Partizip II zu einem Zusammenfall mit dem Partizip II von *treffen* gekommen wäre.<sup>302</sup> Seit der 2. Hälfte des 17. Jh. breitet sich die schwache Beugung auch im Präteritum aus. Im 18. Jh. flektiert nur noch Gottsched<sup>303</sup> das Verb stark, alle anderen Autoren schwanken. Das Partizip II ist stärker vom Konjugationswechsel betroffen. Die Wechselflexion wird allmählich aufgegeben. Im 19. Jh. weisen fast alle Wörterbücher schwankenden Gebrauch mit Neigung zur schwachen Flexion auf. Oft wird das Partizip II schwach konjugiert, das Präteritum hingegen eher stark; ugs. dominiert schwache Beugung im Präteritum. Als gehoben gilt starke Flexion; das Lexem selbst wird als „veraltet“ oder „dichterisch“ empfunden und verschwindet auch – bedingt durch die Konkurrenz von *tropfen/träufeln* – langsam aus der gesprochenen Sprache. Im 20. Jh. taucht die Wechselflexion de facto nicht mehr auf. Nur ein Autor führt ausschließlich die starken Formen an und weist darüber hinaus die Partizip-II-Form als gemieden aus. Alle übrigen Wörterbücher verzeichnen starke und schwache Formen.<sup>304</sup>

Die starken Formen gelten in den Grammatiken ab 1950 als „dichterisch“, „selten“ oder „gehoben“ und werden der älteren Sprache zugerechnet (vgl. Duden 1998, Jude). Im Partizip II erhalten die schwachen Formen eindeutig den Vorzug; der Wahrig führt sie allerdings immer noch in Klammern an. Im GWB sowie im ÖWB wird das Lexem bei den starken Verben nicht mehr behandelt, entweder weil es mittlerweile schwach ist oder auf Grund seines veralteten Charakters.

---

<sup>298</sup> Vgl. Clajus (1894), S. 98.

<sup>299</sup> Vgl. Schottelius (1967), S. 599.

<sup>300</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 2, Sp. 2328.

<sup>301</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 132.

<sup>302</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 22, Sp. 468.

<sup>303</sup> Vgl. Gottsched (1978), S. 395.

<sup>304</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 132-134.

### **Schleissen** – *schliss/schleißte* – *geschlissen/geschleißt*

Das veraltete intrans. *schleissen* „sich in Fetzen auflösen“ (dafür heute üblicher verschleissen), ist laut dem Duden der sprachlichen Zweifelsfälle stark (vgl. *Das Kleid schliss schnell.*). Das seltene trans. *schleissen* „bei Vogelfedern die Fahne vom Kiel lösen“ kann stark und schwach sein (vgl. *Sie schliss/schleißte die Feder.*).<sup>305</sup> In den zum Vergleich herangezogenen Grammatiken wurde dieser Bedeutungsunterschied nicht gemacht. Das Verb gilt weithin als veraltet und ist als Simplex so gut wie nicht mehr gebräuchlich. Lediglich adjektivierte Partizipien wie *verschlissen/verschleißt* sind noch einigermaßen häufig in Verwendung. Bei Griesbach/Schulze, Götze, Helbig/Buscha, Jung und im Duden 1998/2006 werden neben den starken Formen die schwachen angeführt. Im Wahrig taucht neben dem starken nur ein schwaches Präteritum auf. Ein Verb, welches ähnlich ungebräuchlich ist, nämlich *spleissen*, wird nur noch bei Jude stark und schwach gebeugt. Bei Griesbach, im Duden 1998/2006 sowie im Wahrig wird es ausschließlich schwach flektiert.

### **Spalten** – *spaltete* – *gespalten/gespaltet*

Das reduplizierende Verb ahd. *spaltan*, mhd. *spalten* hat sich in westgerm. Dialekten erhalten. Das Verb wurde noch bis ins 17. Jh. stark konjugiert<sup>306</sup>, z.B. von Sachs (vgl. *darmit spilt im das haubet sein*).<sup>307</sup> Das schwache Partizip II *gespaltet* ist fast ausschließlich auf passiven Gebrauch beschränkt.<sup>308</sup> Ein Beispiel dazu liefert Lohenstein (vgl. *ein mit einem fichtenen keile gespalteter granatäpfelbaum*).<sup>309</sup> Das Partizip II wird auch in seiner schwachen Form verwendet, laut Engel überwiegend im Perfekt. Als Attribut und im übertragenen Sinn ist jedoch fast ausschließlich die starke Form gebräuchlich.

### **Salzen** – *gesalzt* – *gesalzen/gesalzt*

Die starke Partizip-II-Form wird vor allem attributiv und im übertragenen Sinn verwendet. Die schwache Alternativform kommt hingegen eher selten vor; vgl. *Er hat die Suppe gesalzen/gesalzt. Die Suppe ist gesalzt/gesalzen. Aber: Die Suppe ist gesalzen* (vgl. Götze).

### **Winken** – *winkte* – *gewinkt/gewunken*

Ahd. *winken* sowie ahd. *winchjan* werden schwach flektiert, mhd. *winken* hingegen stark. Im Mhd. und auch noch im Frnhd. ist schwache Konjugation die Regel, doch bereits mhd. beginnt der Versuch, *winken* in die Reihe der starken Verben der 3. Ablautreihe zu überführen

<sup>305</sup> Vgl. Duden (2007), S. 796.

<sup>306</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 16, Sp. 1852.

<sup>307</sup> Vgl. Sachs (1974), S. 234.

<sup>308</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 16, Sp. 1853.

<sup>309</sup> Vgl. Lohenstein (1973), S. 751.

(vgl. *winken*, *wank* neben *winkin*, *wincte*, *wenkede*).<sup>310</sup> Zu dieser Zeit haben sich in Dialekten vor allem im süddeutschen Sprachraum parallel zu den schwachen auch andere starke, heute ausgestorbene, Formen wie *wunk* oder *wonk* herausgebildet.<sup>311</sup> Auch starke Partizip-II-Formen (vgl. *gewunken*) zeigen sich bereits im 15./16. Jh.<sup>312</sup>

Eduard Engel bemerkt dazu 1918:

Von *winken* gibt es in Süddeutschland ein, dort ernst gemeintes, *gewunken*; in Norddeutschland wird es nur bewußt drollig gebraucht.<sup>313</sup>

Im 17. Jh. beginnen die Wörterbücher die starke Flexion im Partizip II zu verzeichnen (vgl. Stieler<sup>314</sup>). Im 18. Jh. wird das Verb laut Theobald nur noch bei wenigen Autoren schwach gebeugt.<sup>315</sup> Aichinger flektiert es stark<sup>316</sup>, Adelung nennt die schwache Flexion hd., die starke Flexion hingegen obd.<sup>317</sup> Im 19. Jh. verzeichnen die meisten Autoren das starke Partizip II, jedoch nur selten (z.B. im Obd.) das starke Präteritum. Im 20. Jh. nennen nur noch 50 % der Quellen starke Nebenformen, welche dann als „mdal.“ bzw. „landschaftlich“ markiert sind.<sup>318</sup>

Während die große Mehrheit der deutschen Bevölkerung als Partizip II die Form *gewunken* benutzt, bestanden die Grammatiken bis vor kurzem auf *gewinkt* als standardsprachlich korrekte Form,<sup>319</sup>

Die Ursache dafür liegt vermutlich im Wunsch, den einheitlichen Ablaut zu erhalten, sodass *winken* als grundsätzlich schwaches Verb angesehen werden kann. Für die Dominanz von starkem Partizip II spricht auch folgende Anekdote:

Von 50 befragten Seminarteilnehmer/innen am Germanistischen Institut in Münster sagte nur eine Studentin, dass sie *gewinkt* benutzt. Auf Nachfrage erklärte sie, dass sie dieses Beispiel kenne und versuche, sich „an den Duden zu halten“. Die Duden-Grammatik von 2005 setzt nun kommentarlos die Form *gewunken* in Klammern nach der weiterhin gültigen Hauptform *gewinkt* und erklärt damit beide Formen für standardsprachlich korrekt.<sup>320</sup>

Theobald kommt zum selben Ergebnis: Seit einem Jahrhundert verdrängt die starke Form *gewunken* auch in der Standardsprache allmählich die schwache Form *gewinkt*, welche von Goethe und Mann beispielsweise noch verwendet wird.<sup>321</sup>

---

<sup>310</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 30. Sp. 386-387.

<sup>311</sup> Vgl. Kubczak/Mösch (2008), S. 28.

<sup>312</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 30, Sp. 387.

<sup>313</sup> Engel (1918), S. 14.

<sup>314</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 2, Sp. 2542.

<sup>315</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 230.

<sup>316</sup> Vgl. Aichinger (1972), S. 339.

<sup>317</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 1564.

<sup>318</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 230-231.

<sup>319</sup> Topalovic/Elspaß (2008), S. 48-49.

<sup>320</sup> Topalovic/Elspaß (2008), S. 49.

<sup>321</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 231.



In den Textkorpora des IDS, die Texte seit 1980 umfassen, gibt es 314 Belege für *gewunken* und nur 180 für *gewinkt*. In den Korpora der 50er und 60er kommt *gewunken* noch kaum vor. 82 % der Belege waren Präverbfügungen. Es gibt 25 Präverben. *Ab-*, *durch-* und *zugewinkt* sind besonders häufig. Zwischen *gewunken* und *gewinkt* besteht kein Bedeutungs-, stilistischer oder kontextueller Unterschied. Auch in überregionalen Zeitungen werden beide Formen ohne stilistische Unterschiede verwendet.<sup>322</sup>

### 7.5.2. Doppelformen mit Bedeutungsunterschied

#### **Backen** – *backte/buk* – *gebackt/gebacken*

Ahd., mhd. *packan* wird stark gebeugt. Im 16. Jh. gilt das Verb als ausschließlich stark. Im 17. Jh. kennt nur Stieler<sup>323</sup> schwaches Partizip II. Mitte des 18. Jh. werden schwache Präteritumformen erstmals erwähnt. Im 19. Jh. führen einige Lexikographen neben starken auch schwache Formen an. Nur noch 3 Wörterbücher flektieren das Verb ausschließlich stark; schwache Formen werden schon von vielen Autoren bevorzugt. Im 20. Jh. findet die ursprünglich mdal. Bedeutung „kleben“ nun häufiger Eingang in die Wörterbücher; in diesem Sinne wird *backen* vorwiegend schwach flektiert. In der Bedeutung „backen“ ist das schwache Präteritum bevorzugt. Das Partizip II wird bis heute nur stark flektiert. Im Präsens erlangen umlautlose Formen ab 1965 immer mehr Akzeptanz. Das Präteritum *buk* scheint in der Schriftsprache noch in Gebrauch. Die Flexion wird gemäß der Bedeutung differenziert („backen“ und „kleben“). Wo nicht differenziert wird, gilt der Konj. Prät. als schwach. Das geht bis hin zur Aufgabe der starken Flexion für beide Bedeutungen.<sup>324</sup>

*Buk* wird in den Grammatiken der Gegenwart beinahe immer als „älter“ oder „selten“ markiert. Das GWB gibt nur noch das schwache Präteritum an, das ÖWB die starke Form in Klammern. Das starke *gebacken* ist hingegen immer noch sehr viel gebräuchlicher als das schwache *gebackt*, welches oft nicht einmal angeführt wird. Bei Helbig werden noch immer nur die starken Formen genannt. In der 3. Sg. Präs. wird meist schon neben *bäckt* die schwache Form *backt* angeführt, nicht so im Wahrig, bei Jude und Griesbach. Das gleichlautende trans. Verb *backen* im Sinne von „kleben“ wird hingegen immer als schwaches Verb verwendet (vgl. Jung, Griesbach).

#### **Saugen** – *sog/saugte* – *gesogen/gesaugt*

Bis auf Götze führen alle Grammatiken schwache und starke Formen an. Die schwachen Formen werden vor allem für technische Vorgänge verwendet (vgl. Griesbach u.a.), aber

<sup>322</sup> Vgl. Kubczak/Mösch (2008), S. 28-29.

<sup>323</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 1, Sp. 75.

<sup>324</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 145-146.

auch in anderen Zusammenhängen (vgl. *Er saugte Staub*, nicht: *Er sog Staub*). Eine Abgrenzung betreffend die Verwendungsbereiche ist heute jedenfalls nicht mehr eindeutig möglich. Die schwache Flexion befindet sich ganz klar auf dem Vormarsch, die starken Formen werden jedoch überwiegend noch als erstes genannt.

Das Verb wurde in der Umfrage 33-mal schwach und 7-mal stark gebildet. D.h., die starke Form ist noch nicht ganz so ungebräuchlich wie etwa bei *hauen* oder *pflügen*.

### **Wenden** – *wandte/wendete* – *gewandt/gewendet*

Das Verb wird in der Bedeutung „etwas umdrehen“ schwach konjugiert. In der Bedeutung „sich wenden an“ wird es vorwiegend stark gebeugt. Die schwache Konjugation ist jedoch im Vormarsch begriffen (vgl. Griesbach). Bei Verben mit Verbzusatz wird laut dem Duden der sprachlichen Zweifelsfälle stark und schwach konjugiert, wobei aber starke Flexion überwiegt. Bei *entwenden* hat sich die schwache Beugung mittlerweile durchgesetzt, bei *verwenden* sind immer noch beide Formen üblich.<sup>325</sup>

### **Senden** – *sandte/sendete* – *gesandt/gesendet*

In der Bedeutung „durch Rundfunk, Fernsehen übertragen“ wird das Verb nur schwach konjugiert. In der Bedeutung „per Post schicken“ ist auch die starke Form möglich. Die schwache Form scheint aber mittlerweile häufiger zu sein (vgl. Duden 1998).

### **Schaffen** – *schuf/schaffte* – *geschaffen/geschafft*

Im Allgemeinen werden die starken Formen für die Bedeutung „etwas schöpferisch gestalten, hervorbringen“ gebraucht (vgl. Duden 1998 u.a.), aber auch mit Substantiven wie *Abhilfe*, *Ordnung*, *Platz*.<sup>326</sup> Laut Duden 1998 können in Verbindung mit diesen Lexemen auch schwache Formen benutzt werden. Ausschließlich schwach flektiert das Verb in den Bedeutungen „vollbringen“ bzw. „arbeiten“, welches allerdings als „landschaftlich“ markiert wird.

### **Schleifen** – *schliff/schleifte* – *geschliffen/geschleift*

Das starke sowie das schwache Verb gehen zurück auf das ahd. starke Verb *slīfan* und das hiervon abgeleitete schwache *slēifan*. Daneben ist noch ein schwaches Verb *slipfen* anzusetzen. Im Niederdeutschen kommen häufig schwache Formen vor. Vereinzelt begegnen diese auch im Hd.<sup>327</sup>, z.B. bei Jean Paul (vgl. *von der zeit geschleifte leichensteine*).<sup>328</sup> Hier

---

<sup>325</sup> Vgl. Duden (2007), S. 1001.

<sup>326</sup> Vgl. Muthmann (1994), S. 397.

<sup>327</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 15, Sp. 590.

<sup>328</sup> Vgl. Jean Paul (1843), S. 581.

allerdings wird in der Bedeutung „schärfen“ schwach gebeugt, wo grundsätzlich starke Flexion gebräuchlich ist. Besonders nachdem der Wurzelvokal in den Präsensformen nicht mehr zur Unterscheidung dienen konnte, ist es erklärlich, dass das schwache und das starke Verb aufeinander einwirken mussten, vor allem durch Bedeutungsübertragung. Als älteste Bedeutung des starken Verbums erweist sich *labi* „schleichen, gleitend gehen“. Diese Bedeutung wurde auf das schwache Verb übertragen (vgl. *Der alte Mann schleifte über den Gang.*). Aus den Idiotiken ist nicht überall zu ersehen, ob *schleifen* in der Bedeutung „auf dem Eise gleiten, schlittern, schinschern“ stark oder schwach flektiert. Adelung<sup>329</sup> hält *schleifen* „schleichen, sich heimlich bewegen“ für das schwache Verb.<sup>330</sup>

Das starke Verb *schleifen* bedeutet „schärfen/scharf machen“, das schwache *schleifen* „etwas über den Boden ziehen“ und manchmal auch „zerstören“ (vgl. Wahrig). Im Übrigen ist *schleppen* mit *schleifen* verwandt. Die sprachhistorische Ursache dafür ist möglicherweise, dass intrans. *schleifen* ursprünglich so etwas wie „gleiten“ (auch „das Messer schleifen“) bedeutet. Die gemeinsame Bedeutung von starkem und schwachem *schleifen* lautet folgendermaßen: „eine Oberfläche in eine bestimmte (meist glatte) Form bringen“.<sup>331</sup>

### ***Pflegen* – pflog/pflegte – gepflogen/gepflegt**

Bei ahd., mhd. *plëgan* handelt es sich um ein starkes Verb. Bereits seit dem 12. Jh. sind schwache Nebenformen bekannt. Im Lexer<sup>332</sup> sind für den bairisch-österreichischen Raum seit dieser Zeit eigenständige schwache Synonyme belegt. Doch grundsätzlich sind schwache Formen bis ins 16. Jh. selten. Dann erst bezeugt Ölinger<sup>333</sup> neben starkem Präteritum ein schwaches Partizip II. Auch bei Luther findet man fast ausschließlich schwache Konjugation. Der Partizipialvokal schwankt nun (zum Teil bis ins 18. Jh.) zwischen -e- und -o-. Im 17. Jh. nennen 2 Autoren das Verb stark; nur Stieler<sup>334</sup> vermerkt neben dem starken ein schwaches Partizip II. Laut DWB<sup>335</sup> dringen schwache Formen, die obd. und wmd. für das Präteritum bereits üblich sind, erst jetzt ins Nd. ein. Beim Partizip II bleibt die starke Form vorherrschend. Schwankungen gibt es nur im Präteritalvokal. Im 18. Jh. differenzieren Wörterbücher die Flexion nach semantischen Aspekten. Schon jetzt hat sich die starke Flexion in Redeweisen, wie z.B. *der Ruhe pflegen*, zurückgezogen. Folgende Bedeutungen existieren:

- a) „Fürsorge für jemanden haben“ (nur noch selten stark belegt)
- b) „verwalten, verhandeln (nur schwach flektiert), besitzen“ (vor allem literarisch)
- c) „Rat/Freundschaft pflegen“ (nur schwach flektiert) (vor allem literarisch)

<sup>329</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 1516-1517.

<sup>330</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 15, Sp. 591.

<sup>331</sup> Vgl. Schrodtt (1995), S. 213.

<sup>332</sup> Vgl. Lexer (1992), S. 187.

<sup>333</sup> Vgl. Ölinger (1897), S. 86.

<sup>334</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 2, Sp. 1445.

<sup>335</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 13, Sp. 1736.

- d) „etwas oft/gewöhnlich tun“, „üben, verwalten, befehlen“ (schwankend in seiner Flexionsweise, mit Tendenz zur schwachen Beugung); diese Bedeutungen werden gemeinsam mit a) am häufigsten und im alltäglichen Sinne gebraucht. Die schwache Flexion ist hier am weitesten vorgedrungen.

Im 19. Jh. nennen viele Nachschlagewerke das Verb schwach. Die semantische Differenzierung der Flexionsweise unterscheidet sich von Wörterbuch zu Wörterbuch. Es besteht eine Unsicherheit bezüglich der korrekten Konjugation. Campe<sup>336</sup> beispielsweise bemerkt, dass starke Präteritumformen oft noch wegen ihrer Kürze und Brauchbarkeit in Versen bei guten Schriften verwendet werden. Die starke Beugung gilt als zunehmend literarisch. Eine Unsicherheit bezüglich des korrekten Präteritalvokals (-a- bzw. -o-) stellt sich langsam ein. Stark flektiert wird nur noch in festen Redewendungen. In der Bedeutung „verwalten, sich etwas widmen, etwas betreiben“ schwankt die Flexion. Am häufigsten wird in den Bedeutungen a) und c) schwach gebeugt, wenn auch starke Beugung immer noch möglich ist. Im 20. Jh. bezeichnet die Mehrzahl der Nachschlagewerke das Verb insgesamt als schwach mit seltenen (veralteten) starken Nebenformen. Schwache Beugung dringt in bisherige Domänen starker Formen ein, und zwar bei den Bedeutungen a) und c).<sup>337</sup>

Vergleicht man die Grammatiken der Neuzeit miteinander kommt man zu folgendem Ergebnis: Das starke Präteritum wird nur noch in der Wendung *Er pflog der Ruhe* gebraucht (vgl. Duden 1998 u.a.). Es gilt als veraltet, wird teilweise auch noch mit der Bedeutung „die Gewohnheit haben“ (vgl. Duden 1998 u.a.) angegeben sowie mit der Markierung „literarisch“ (vgl. Götze u.a.). Sehr häufig verwendet wird die grundsätzlich gebräuchlichere schwache Form *pflegte* in der trans. Bedeutung „eine Person pflegen“.

Das Verb wurde in der Umfrage nur 2-mal stark, 37-mal schwach gebildet.

### **Wachsen** – *wachste/wuchs* – *gewachst/gewachsen*

Das schwache Verb wird in der Bedeutung „mit Wachs einreiben“ verwendet, das starke in der Bedeutung „größer werden“ (vgl. Engel u.a.).

### **Wiegen** – *wog/wiegte* – *gewogen/gewiegt*

Die schwachen Formen werden in der Bedeutung „in Schaukelbewegung versetzen“ und laut dem Duden der sprachlichen Zweifelsfälle<sup>338</sup> auch im übertragenen Sinn (vgl. *Ich wiegte mich in Sicherheit.*) verwendet; die starken in der Bedeutung „Gewicht messen/haben“ (vgl. Engel u.a.).

---

<sup>336</sup> Vgl. Campe (1970), Bd. 3, S. 633-634.

<sup>337</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 164-167.

<sup>338</sup> Vgl. Duden (2007), S. 1009.

### **Hauen** – hieb/haute – gehauen/gehaut

Die starken Präteritumformen gelten in den Grammatiken ab 1950 als gehoben und werden nur im Sinne von „mit einer Waffe hauen“ verwendet. Sonst werden immer die schwachen Präteritumformen verwendet (vgl. Götze, Engel). Genzmer führt im Partizip II nur die starke Form *gehauen* an. Der Duden der sprachlichen Zweifelsfälle<sup>339</sup> merkt noch an, dass *hieb* oft so gespreizt wirkt, dass es besser ist, es durch *schlug* oder Ähnliches zu ersetzen, wenn man das ugs. gefärbte *haute* vermeiden möchte.

Das Verb wurde in der Umfrage nur 2-mal stark, und 37-mal schwach gebildet. Die starke Form ist demnach mittlerweile fast völlig ungebräuchlich geworden.

### **Bewegen** – bewog/bewegte – bewogen/bewegt

In der Bedeutung „veranlassen“ wird das Verb stark konjugiert und in der Bedeutung „im Raum verändern“ schwach (vgl. Engel u.a.).

### **Scheren** – schor/scherte – geschoren/geschert

Ahd. existieren 2 Homonyme: ein starkes Verb mit der Bedeutung „schneiden“ und ein schwaches im Sinne von „(ab)teilen“. Im Mhd. fallen die beiden Verben zu einem starken zusammen. Im Sinne von „abteilen, spannen“ schwankt die Flexion des Verbs. Bereits im 18. Jh. hat sich die schwache Flexion weitgehend durchgesetzt und im 19. Jh. stellt sie die alleinige Bildungsweise dar. In der Bedeutung „spotten, gehen“ wird das Verb schwach konjugiert. Im 16., 17. und 18. Jh. wird *scheren* in der ursprünglichen Bedeutung „schneiden“ nur stark flektiert, in der Bedeutung „zuteilen“ nur schwach. Im 19. Jh. sowie auch im 20. Jh. dringen bei „schneiden“ vereinzelt schwache Formen ein. Im 20. Jh. erscheinen die schwachen Formen zum Teil schon als gleichberechtigt neben den starken. Auch in der Bedeutung „sich um etwas kümmern“ dringen seit dem 19. Jh. schwache Formen ein, welche im 20. Jh. bereits dominant sind. Die Quellen des IDS belegen das Verb in dieser Verwendung ausschließlich mit schwacher Flexion. Die im Mnd. schwache Bedeutung „gehen“ wird im 18. Jh. mit starken Formen angeführt, welche in der Gegenwart bereits weitgehend verdrängt sind und bei Erwähnung als „mdal.“ und „ugs.“ gekennzeichnet werden. Die häufig gebrauchten und weit verbreiteten Bedeutungen erhalten die starke Form länger als die selteneren. Dabei wird das Präteritum stärker von den Schwankungen erfasst als das Partizip II.<sup>340</sup>

Bei einem Vergleich der Grammatiken wird deutlich, dass *scheren* in der Bedeutung „abschneiden“ für gewöhnlich stark flektiert. Bei Jung ist auch schwache Flexion möglich. In der Bedeutung „kümmern, gehen“ ist schwache Beugung die Regel (vgl. *Scher dich fort.*).

<sup>339</sup> Vgl. Duden (2007), S. 437.

<sup>340</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 170-171.

### **Schmeißen** – *schmiss/schmeiße* – *geschmissen/geschmeißt*

Das Verb wird in der Bedeutung „werfen“ immer stark flektiert. Schwach gebeugt wird *schmeißen* nur in der Jägersprache und zwar in der Bedeutung „Kot auswerfen, besudeln“ (vgl. Duden 1998 u.a.).

### **7.5.3. Doppelformen mit Bedeutungsunterschied je nach Transitivität**

#### **Erlöschen** – *erlosch/erlöschte* – *erloschen/erlöscht*

Das ahd. intrans. starke Verb *lëscan* besteht neben dem trans. Faktitiv *leskjan*, welches auch mhd. belegt ist. Das DWB konstatiert, dass das starke intrans. Simplex schon damals nicht häufig gebraucht wurde. Öfter kamen die starken Präfigierungen ahd. *arlëskan* sowie mhd. *erleschen* vor.<sup>341</sup> Im 16. Jh. bezeichnet Clajus das Simplex als schwach.<sup>342</sup> Im 17. Jh. wird das trans. Verb vorwiegend stark gebeugt. Im 18. Jh. beginnen Wörterbücher die Konjugation des Verbs nach seiner trans./intrans. Bedeutung zu differenzieren (trans. – schwach, intrans. – meist stark). Die Bedeutung „Ausladen eines Schiffes, Ware löschen“ wird nur schwach gebeugt. Im 19. Jh. differenziert die Mehrzahl der Lexikographen zwischen intrans. und transitiv. Allein bei Sanders tauchen trans. starke Nebenformen und intrans. verstärkt schwache Formen auf. Nun wird häufiger erwähnt, dass das intrans. Verb. gewöhnlich in Komposita vorkommt. Im 20. Jh. ist die trans. Bedeutung fast ausschließlich schwach und auch intrans. gibt es eine Tendenz zu schwach. Die Ursache für diese Entwicklung ist wahrscheinlich der häufige Gebrauch in trans. Verwendung.<sup>343</sup> In Meiers Sprachstatistik werden für das trans. Simplex *löschen* nur schwache Formen angeführt. Das starke Präteritum *erlosch* kommt 33-mal vor, das starke Partizip II *erloschen* 94-mal. Schwache Formen werden für das Präfixverb keine angegeben.<sup>344</sup>

Erst mhd. taucht *verlöschen* stark und schwach auf. Im 17. Jh. bezeichnet Stieler<sup>345</sup> das Lexem als stark. Im 18. Jh. tauchen schwache Nebenformen auf, es kommt zu einer Aufspaltung der Konjugation nach trans. und intrans. Verwendung. Im 19. Jh. scheint *verlöschen* viel häufiger intrans. als trans. Verwendung zu finden. Dieses Bild verändert sich bis ins 20. Jh. nicht sonderlich. Im IDS gibt es nur einen trans. Beleg, aber 19 intransitive.<sup>346</sup>

Die meisten Grammatiken bzw. Wörterbücher geben immer noch ausschließlich starke Formen an (vgl. Duden 1998, Wahrig, ÖWB, GWB, Griesbach/Schulze, Götze, Jung). Auch die *e/i*-Wechselflexion in der 2., 3. Sg. ist in einem Großteil der Grammatiken noch erhalten.

<sup>341</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 12, Sp. 1177.

<sup>342</sup> Vgl. Clajus (1894), S. 103.

<sup>343</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 157-159.

<sup>344</sup> Vgl. Meier (1978), S. 30, S. 39, S. 61.

<sup>345</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 1, Sp. 1148.

<sup>346</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 161.

Bei Engel findet sich eine schwache Partizip-II-Form (vgl. *erlöscht*) sowie die schwache Präteritumform *erlöschte*. Das intrans. Verb *verlöschen* wird neben stark auch schon schwach flektiert (vgl. Engel, Griesbach, Helbig/Buscha).

### **Erschrecken** – *erschrak/erschreckte* – *erschreckt/erschrocken*

Das ahd. intrans. schwache *screcchôn* „springen“ und das ahd. schwache *screcchan* „(er)schrecken“ fallen mhd. zu *schrecken* zusammen. Daneben existiert ahd. noch häufiger das schwache intrans. *scricchen* „springen“, das sich wegen der Homonymie in der Sg. Präs. teilweise mit dem nhd. starken Verb vermischt. Ein starkes Lexem ist laut Paul<sup>347</sup> ahd. nur in *erschrockeno* belegt. Laut Trübner<sup>348</sup> entwickelt sich das starke *schrecken* erst im 11. Jh. Im Mhd. wird das starke Verb intrans. mit der Bedeutung „auffahren“ gebraucht. Das Intransitivum konnte stark und schwach, das Transitivum nur schwach gebeugt werden. Der einzige Beleg für das 16. Jh. nennt das intrans. Verb stark. Schottelius<sup>349</sup> bezeichnet die Präfigierung *erschrecken* im 17. Jh. als stark. Häufig tritt das intrans. Verb in Präfigierungen vom Ahd. bis in die Gegenwart auf. Im 18. Jh. gilt das Transitivum als schwach. Intrans. überwiegt die starke Flexion. Oft gebraucht man als Infinitivvokal sowohl -ä- als auch -e- oder -o-, um die trans. und die intrans. Verwendung auch in dieser Position zu unterscheiden. Im 19. Jh. haben wir ähnliche Verhältnisse. In intrans. Verwendung allerdings nehmen die schwachen Formen langsam zu. Im 20. Jh. ist das trans. Verb ausschließlich schwach. Auch eine weidmännische Bedeutung „Schrecklaute ausstoßen“ flektiert schwach. Beim Intrans. treten jedoch Formschwankungen auf. Die schwachen Formen häufen sich. Im IDS wird *schreckte* 18-mal trans. und 28-mal intrans. gebraucht. In Verbindung mit Adverbien kann das Lexem schwach flektiert werden (vgl. *schreckte empor, zurück*).<sup>350</sup> Auch Muthmann konstatiert, dass es neben der starken Form neuerdings eine schwache (vgl. *schreckte zurück*) gibt.<sup>351</sup> Laut Duden 1998 überwiegt allerdings die starke Flexion. Das Partizip II *zurückgeschrocken* wird jedoch selten gebraucht, häufiger ist *zurückgeschreckt*.

Im Duden 1998 findet man eine ausführliche Darstellung der gegenwärtigen Situation: Das starke *schrak* wird heute nur noch in Bildungen wie *er-, auf-, hoch-, zusammenschrecken* gebraucht. Die trans. Verben *schrecken, ab-, auf-, er- und verschrecken* flektieren schwach. In übertragenem Gebrauch wird das Verb in Verbindung mit *vor* in der Bedeutung „etwas nicht wagen“ vorwiegend schwach konjugiert.<sup>352</sup> Laut Jung wird *schrecken* in der Bedeutung weidmännisch „schreien“ meist schwach flektiert (vgl. *Ein Bock schreckte*).

---

<sup>347</sup> Vgl. Paul (1968), S. 224.

<sup>348</sup> Vgl. Trübner (1956), S. 212.

<sup>349</sup> Vgl. Schottelius (1967), S. 583.

<sup>350</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 246-247.

<sup>351</sup> Vgl. Muthmann (1994), S. 397.

<sup>352</sup> Vgl. Duden (1998), S. 141.

### **Hängen** – *hängte/hing* – *gehängt/gehangen*

Neben dem ahd. starken trans. *hâhen/han* existieren das schwache trans. *hangjan* sowie das schwache intrans. bzw. starke trans. *hangên*. Im Mhd. stehen das starke inzwischen intrans. *hâhen*, das schwache intrans. bzw. das starke trans./intrans. *hangen*, sowie die 2 schwachen intrans. Verben *hengen* und *henken* nebeneinander. Im 16. Jh. wird *hangen* intrans. vorwiegend stark gebeugt. Das Verb flektiert trans. schwach, besitzt jedoch ein starkes Präteritum. Im 17. Jh. findet eine zunehmende Formenvermischung statt. Stieler<sup>353</sup> beurteilt das trans. Verb *hengen* als eigenständiges schwaches Lexem. Das starke und das schwache Verb vermischen sich im Präsens und Präteritum, wobei die schwachen Formen im Präsens (vgl. *hengen*) und die starken im Präteritum (vgl. *hangen*) übernommen werden. Im 18. Jh. weist man der intrans. Bedeutung zunehmend die starke und der trans. die schwache Konjugation zu. Auf Grund der häufigen Verwechslungen betreffend der normativ korrekten Flexion plädiert Adelung<sup>354</sup> dafür, im Präsens *hangen* für das intrans. und *hängen* für das trans. Lexem zu benutzen. Auch im 19. Jh. wird nach trans. (schwach) und intrans. (stark) Bedeutung differenziert. Zunehmend dringt die starke Flexion in die trans. Verwendung ein, nur selten umgekehrt. Die Autoren, die nicht differenzieren, nennen das Lexem in seiner Flexionsweise schwankend. Im 20. Jh. unterscheiden fast alle Wörterbücher zwischen stark und schwach. Nur der Duden der sprachlichen Zweifelsfälle<sup>355</sup> gesteht zu, dass entgegen der standardsprachlichen Norm in der Umgangssprache die Vergangenheitsformen des starken und des schwachen Verbs häufig durcheinander gebracht werden. Im Laufe des Jahrhunderts wird der Infinitivvokal *-a-* aufgegeben, das Verb lautet trans. und intrans. *hängen*. Die starke Flexion dringt zum Teil in die trans. Bedeutung ein und ist – so vermutet Theobald – bei diesem Lexem so dominant, dass sie auch die trans. Komponente erfasst.<sup>356</sup> Zumindest in den Grammatiken, die hier alle dieselbe Einteilung treffen, gibt es keinen Hinweis auf diese Entwicklung. Bei Engel findet man beispielsweise folgende Erläuterungen: Trans. wird das Verb schwach konjugiert (vgl. *Er hängte das Bild an die Wand.* „in hängende Lage bringen“) und intrans. stark (vgl. *Das Bild hing an der Wand.* „in hängender Lage sein“).

### **Stecken** – *steckte/stak* – *gesteckt*

Von *stechen* wird die intrans. Dauer- und Zustandsbildung ahd. *stēcchôn*, mhd. *stecken*, sowie das trans. Bewirkungsverb ahd. *stecchen*, mhd. *stecken* abgeleitet. Diese beiden fallen in mhd. Zeit zusammen und werden schwach. Dammers, Hoffmann, Solms<sup>357</sup> geben in der Frnhd. Grammatik schon für das 15. Jh. starke und schwache Flexion an. Spätestens seit

<sup>353</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 1, Sp. 759-760.

<sup>354</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 966.

<sup>355</sup> Vgl. Duden (2007b), S. 435.

<sup>356</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 180-182.

<sup>357</sup> Vgl. Moser/Stopp (1988), S. 421.



dem 16. Jh. können wir vermehrt mit starken Formen rechnen. Clajus<sup>358</sup> beugt das Verb beispielsweise stark. Im 17. Jh. flektiert nur Stieler<sup>359</sup> das Präteritum stark, das Partizip II schwach. Im 18. Jh. beginnt die Differenzierung zwischen trans. und intransitiv. Wenn nicht differenziert wird, gilt das Verb als überwiegend schwach mit seltenen starken Nebenformen, die als veraltet bzw. mdal. empfunden werden. Frisch<sup>360</sup> und Adelung<sup>361</sup> beugen das Verb trans. schwach, intrans. stark oder schwach. Das Partizip II wird kaum stark flektiert. Frisch<sup>362</sup> fordert zur Unterscheidung von trans. und intrans. als Infinitivvokal des Intransitivums -a-, als Infinitivvokal des Transitivums -e-. Im 19. Jh. wird in den meisten Wörterbüchern nach Transitivität differenziert. Trans. wird überwiegend schwach gebeugt. Alle Autoren sehen beim Intransitivum starke Nebenformen, zum Teil sogar gleichberechtigt. Beim Präteritum kommt nun häufiger starke Flexion vor, welche auch in diesem Jh. oft als „veraltet“ bzw. „mdal.“ empfunden wird. Diese Bewertung nimmt seit Mitte des Jh. ab. Starkes Präteritum wird schriftsprachlich akzeptiert, nicht aber starkes Partizip II. Im 20. Jh. differenzieren die meisten Autoren zwischen trans. (schwach) und intrans. (schwach und stark); wo nicht, dort wird schwach gebeugt. Das Partizip II wird immer schwach flektiert.<sup>363</sup>

Glaubt man den Grammatikern, welche verglichen wurden, dann wird die schwache Präteritumform heute grundsätzlich sehr viel häufiger als die starke gebraucht. *Stak* wird laut Engel nur noch intrans. in der Bedeutung „sich in enger Öffnung befinden“ verwendet und gilt als gehoben (vgl. *Er stak im Boden*). Trans. wird nur schwach gebeugt (vgl. *Er steckt den Kopf in den Sand*).

#### **Quellen** – *quellte/quoll* – *gequellt/gequollen*

Trans. wird das Verb schwach konjugiert (vgl. *Die Erbsen quellten im Wasser*), intrans. stark (vgl. *Das Wasser quoll über*). *Quellen* wird hier kaum als Simplex verwendet, sondern vor allem in Komposita wie *hervor-, auf- oder eben überquellen*.

#### **Schwellen** – *schwellte/schwoll* – *geschwellt/geschwollen*

Schon ahd. wird nach Transitivität (intrans. – stark, trans. – schwach) unterschieden. Im 16. und 17. Jh. gilt intrans. immer noch als stark. In der 1. Hälfte des 18. Jh. vollzieht *schwellen* eine andere Entwicklung als die meisten Verben der Ablautreihe 3b, welche zugunsten des Singularvokals -a- ausgleichen (siehe S. 25-26). Der Präteritumvokal wird dem Partizip II

<sup>358</sup> Vgl. Clajus (1894), S. 104.

<sup>359</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 2, Sp. 2158-2159.

<sup>360</sup> Vgl. Frisch (1977), S. 324-325.

<sup>361</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 320.

<sup>362</sup> Vgl. Frisch (1977), S. 325.

<sup>363</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 249-251.

angeglichen (> -o-). Laut Frnhd. Grammatik<sup>364</sup> nimmt die schwache Flexion gleichzeitig zu. Zeitgenössische Wörterbücher flektieren das Verb intrans. vorwiegend stark, trans. schwach. Im 19. Jh. treten die ersten Flexionsschwankungen auf. Bei trans. Gebrauch sind starke Nebenformen möglich; schwache Flexion nimmt intrans. (vor allem im Präteritum) zu. Im 20. Jh. verzeichnen fast alle Wörterbücher trans. und intrans. Gebrauch. Dabei dominiert trans. die schwache Flexion. Paul<sup>365</sup> konstatiert, dass der trans. Gebrauch eher der poetischen Sprache angehöre. In intrans. Verwendung ist *schwellen* überwiegend stark.<sup>366</sup>

Der Vergleich der Grammatiken ab 1950 brachte folgende Erkenntnisse: Trans. wird das schwache *schwellen* laut Jung in der Bedeutung „größer machen, dehnen“ gebraucht (vgl. *Er schwellte die Brust*). Intrans. wird das starke *schwellen* in der Bedeutung „größer werden“ verwendet (vgl. *Der Fluss schwoll.*). Das Verb ist als Kompositum *anschwellen* heute gebräuchlicher. Durch häufiges Vorkommen zeichnet sich vor allem die starke Partizip-II-Form *(an)geschwollen* aus.

### **Erbleichen** – *erblich/erbleichte* – *erblichen/erbleicht*

Ahd. und mhd. *bleichên* „gelb, fahl werden“ sind schwach, ahd. *blîchen* „blicken, blitzen“ und mhd. *blîchen* „glänzen, erröten“ hingegen sind starke Verben. Durch den mhd. Lautwandel *i* > *ei* entfällt die phonetische Differenz zwischen stark und schwach. Die dadurch entstandene Homonymie bedingt einen morphologischen Wandel. Die Bedeutung des starken Verbs geht unter. Sie wird wohl durch häufiger benutztes *blicken* verdrängt. Im 16. Jh. findet man bei Clajus<sup>367</sup> die erste Erwähnung eines trans. starken Verbs *bleichen*. Im 17. Jh. herrscht Unsicherheit. Stieler<sup>368</sup> beispielsweise beugt das Präteritum stark und schwach, das Partizip II ausschließlich stark. Im 18. Jh. beginnt die Differenzierung nach Transitivität (intrans. – stark, trans. – schwach). Viele Autoren flektieren das Simplex schwach. Im 19. Jh. differenzieren fast alle Autoren zwischen trans. (schwach) und intrans. (verstärkt stark), nicht so im 20. Jh. Die Differenz wird dennoch weitgehend aufrechterhalten. Die stark flektierten Formen gelten zunehmend als „veraltet“ und „gehoben“. Manche Autoren unterscheiden zwischen dem Simplex und Komposita. In trans. Verwendung wird das Simplex *bleichen* schwach/stark flektiert, intrans. ausschließlich schwach.<sup>369</sup>

Tatsächlich wird in den Grammatiken heute nur noch das Simplex trans. gebraucht und dabei meist schwach gebeugt. *Blich* wird oft noch angeführt (vgl. Jude, Griesbach/Schulze, Götze, Duden 1998). In den meisten Grammatiken werden sowohl das starke als auch das schwache Simplex angegeben, wenn auch nur bei Jude explizit nach Transitivität differen-

<sup>364</sup> Vgl. Moser/Stopp (1988), S. 327.

<sup>365</sup> Vgl. Paul (2002), S. 889.

<sup>366</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 184-186.

<sup>367</sup> Vgl. Clajus (1894), S. 103.

<sup>368</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 1, Sp. 194.

<sup>369</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 253-254.

ziert wird. Lediglich bei Griesbach findet man ein ausschließlich schwaches Simplex. Der Duden 1998 nennt nur das starke *erblich*, Genzmer führt sowie auch Engel und Jung die starken Formen als erstes an. Daneben findet sich das schwache *erbleichte*. Griesbach bezeichnet als einziger Autor das starke *erblich* als selten. Das Partizip II von *erbleichen* wird nur stark gebeugt, ebenso wie das Partizip II von *verbleichen*.

### **Weichen** – *wich/weichte* – *gewichen/geweicht*

Das starke Verb in der Bedeutung „zurückweichen“ lautet ahd. *wîchan*, mhd. *wîchen* und ist in allen germ. Sprachen außer dem Got. bezeugt.<sup>370</sup> Das schwache intrans. Verb im Sinne von „weich werden“ ist ahd. als *weichên/weichôn* belegt und gilt vor allem als ein Wort der Glossare des 14. und 16. Jh. Mit dem 18. Jh. ist es bereits fast außer Gebrauch gekommen.<sup>371</sup> Das schwache trans. ahd. *weichjan/weichen*, mhd. *weichen* „weich machen“ ist das Faktitiv zu *weich*. Geweicht werden können härtere und weichere Stoffe. *Weichte* ist z.B. bei Voss belegt<sup>372</sup> (vgl. *die gewalt der näheren sonne weichte das duftende wachs*).<sup>373</sup> In der Schriftsprache hat laut DWB dem Wort geschadet, dass es Luther in der Bibelübersetzung nicht verwendet, sondern stattdessen *weich machen*.<sup>374</sup> In mhd. Zeit fallen das trans. und das intrans. schwache Lexem zusammen. Im 16., 17. und 18. Jh. existieren das starke und das schwache Lexem nebeneinander. Des Öfteren wird angemerkt, dass das Präteritum des Verbs *wich* und nicht *weichete* heißt. Theobald vermutet deshalb, dass in der gesprochenen Sprache Verwechslungen und Vermischungen aufgetreten sind. Im 19. und 20. Jh. zeigt sich dasselbe Bild wie in den vorhergehenden Jahrhunderten.<sup>375</sup> Die Komposita *ab-*, *auf-*, *aus-*, *durch-*, *ein-*, *er-*, und *verweichen* spielen heute eine viel größere Rolle als das Simplex.<sup>376</sup>

Das Verb wurde in der Umfrage 49-mal stark und 5-mal schwach gebildet. Hier scheint auch die trans. (heute eher unübliche) Bedeutung nicht besonders stark bewusst gewesen zu sein, was wohl vor allem auch daran liegt, dass das Simplex der Infinitivform angegeben war. 13 Teilnehmer befanden die schwache Form für (eher) richtig, 28 lehnten sie (völlig) ab. Das Verb wurde von der OM-Gruppe mit 4 Nennungen verhältnismäßig öfter schwach gebeugt als von der M-Gruppe mit nur einer Nennung.

<sup>370</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 28, Sp. 485.

<sup>371</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 175-176.

<sup>372</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 28, Sp. 506.

<sup>373</sup> Voss (1829), S. 57.

<sup>374</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 28, Sp. 505.

<sup>375</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 175-176.

<sup>376</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 28, Sp. 507.

### **Verderben** – *verdarb* – *verdorben/verderbt*

*Verderben* ist ahd. und mhd. ein intrans. starkes Verb und existiert neben einem schwachen Synonym. Im 16. Jh. differenziert Clajus<sup>377</sup> die intrans. von der trans. Verwendung. Luther führt nur schwache Formen an und meint, dass das Partizip II vor allem im geistlichen Bereich üblich ist. Im 17. Jh. wird das Verb ausschließlich stark flektiert. Im 18. Jh. führt die Mehrzahl der Wörterbücher die semantisch-syntaktische Differenzierung durch (intrans. – stark, trans. – schwach). Für Adelung<sup>378</sup> gilt schwache Flexion grundsätzlich als „mdal.“ bzw. obd. Im 19. Jh. verstärkt sich der Verdrängungsprozess der schwachen Formen aus dem Transitiv. Intrans. Verben werden bei seltenen schwachen Nebenformen nur stark flektiert. Auch ohne Differenzierung dominiert die starke Flexion. Im 20. Jh. differenzieren viele neuere Nachschlagewerke nicht mehr nach Transitivität, sondern geben das Verb als nur stark an. Das schwache Partizip II ist vor allem als Adjektiv im biblischen Bereich erhalten. Seit dieser Zeit übernimmt die starke Beugung auch die trans. Funktion vollständig.<sup>379</sup>

Bei Griesbach/Schulze, Jude, Jung sowie im Duden 1998 wird schwaches Partizip II noch angegeben. *Verderbt* „sittlich verkommen“ wird laut Duden nur als Adjektiv verwendet. Griesbach/Schulze nennen sogar schwaches Präteritum *verderbte*. Der Duden der sprachlichen Zweifelsfälle<sup>380</sup> gibt noch eine zweite Bedeutung für schwaches *verderbt* an; in der Literaturwissenschaft bezeichnet es Textstellen, vor allem in Handschriften, die schwer oder gar nicht mehr zu entziffern sind.

### **Schmelzen** – *schmolz/schmelzte* – *geschmolzen/geschmelzt*

In intrans. Verwendung wird das Verb für gewöhnlich stark, in trans. Verwendung in einigen Grammatiken (vgl. Götze, Jude, Wahrig) noch schwach flektiert (vgl. *Der Schnee schmolz.* aber: *Er schmelzte das Metall.*). Im Duden 1998/2006, bei Griesbach und Jung wird nicht mehr nach Transitivität unterschieden. Sowohl das trans. als auch das intrans. *schmelzen* werden stark flektiert. Jung konstatiert, dass schmelzen in der Bedeutung „flüssig machen“ eigentlich schwach konjugiert werden müsste, heute aber meist stark gebeugt wird. Schwache Beugung bei trans. Verwendung gilt als „veraltet“.

---

<sup>377</sup> Vgl. Clajus (1894), S. 96.

<sup>378</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 1012.

<sup>379</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 187-188.

<sup>380</sup> Vgl. Duden (2007), S. 936.

#### 7.5.4. Starke Verben mit Tendenz zur schwachen Flexion

##### **Laden** – *lud/ladete* – *geladen/geladet*

Das Verb wurde in der Bedeutung „zum Kommen auffordern“ ursprünglich schwach flektiert und wird heute in dieser als auch in der Bedeutung „aufladen“ stark gebeugt (vgl. Jung). Im Wahrig findet man das schwache Präteritum neben dem starken. Das Präsens kann stark und schwach gebildet werden. Die schwache Form ist allerdings, wenn genannt, meist als „landschaftlich“, „veraltet“ oder „selten“ markiert (vgl. Duden 1998, Götze, Jude, ÖWB). Als grammatikalisch einwandfrei gilt schwach flektiertes Präteritum in der Bedeutung „jem. als Zeugen (vor)laden“.

*Laden* wurde in der Umfrage 9-mal schwach und 32-mal stark gebildet. Die schwache Verbform *ladete ein* jedoch kam bei *einladen* interessanterweise nur einmal vor. Das Verb wurde von der OM-Gruppe 3-mal schwach gebildet und damit verhältnismäßig öfter als von der M-Gruppe mit ebenfalls 3 schwachen Formen. Auch ein Schüler beugte schwach.

Folgende schwache Beispielformen konnten online gefunden werden:

das letzte mal [sic!] hab ich nur die akkus [sic!] reklamiert, weil die nicht richtig luden (luden??? ladeten??? geladen haben?).<sup>381</sup>

Ich [...] lud mir die Software runter [...] Ich schaute mir die Lieder durch, und ladete diejenigen runter, die ich [...] noch nicht kannte.<sup>382</sup>

An diesen Beispielen wird zweierlei sichtbar: 1. Es besteht eine relativ große Unsicherheit was die „richtige“ Bildung anbelangt. Schwache und starke Flexion werden nebeneinander als Alternativen gebraucht. 2. Der Fachterminus (*herunter*)*laden* tendiert möglicherweise zur schwachen Flexion.

##### **Sprießen** – *spross/sprießte* – *gesprossen/gesprießt*

Sowohl bei mhd. *spriezen* als auch bei ahd. *spriuzan/spriozan* handelt es sich um starke Verben. Im 17. Jh. findet sich noch die *ie/eu*-Wechselflexion (vgl. *ich spreusze, du spreuszeit*), welche im 18. Jh. langsam schwindet.<sup>383</sup> Schwache Formen, welche laut DWB selten belegt sind, findet man z.B. bei Scheffel<sup>384</sup> (vgl. *Busch und Bäume sind lustig aufgesprieszt. vgl. üppige Pflanzen mit groszen Blättern sprieszten auf.*)<sup>385</sup> Im 18. Jh. ent-

<sup>381</sup> <http://ps41.storm.level666.org/serendipity/index.php?/archives/1965-zeit-als-solche.html>

<sup>382</sup> [http://www.ciao.de/Napster\\_\\_Test\\_1420766](http://www.ciao.de/Napster__Test_1420766)

<sup>383</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 126.

<sup>384</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 17, Sp. 73-74.

<sup>385</sup> Vgl. Scheffel (1855), S. 197.

steht als Denominativ zu *Sprot* das schwache Verb *sprossen*, welches sich schnell ausbreitet. Die ersten schwachen Nebenformen bei *sprießen* nennt Steinbach<sup>386</sup> im Partizip II. Für die meisten Autoren ist das Verb nur stark. Adelung<sup>387</sup> bezeichnet das Wort als erster als selten gebräuchlich und der poetischen Sprache angehörend. Im 19. Jh. dringen schwache Formen verstärkt im Präteritum vor, doch die starke Beugung hat weiterhin den Vorzug. Einige Autoren belegen ein schwaches *sprießen* in der mdal. Bedeutung „stützen, Sprossen einziehen“. Auch *sprossen* wird vor allem ugs. häufiger genannt. Im 20. Jh. existieren schwache Formen zwar, starke sind jedoch weiterhin bevorzugt. Ziemlich häufig ist ein schwaches *sprießen* in der Bedeutung „stützen“ bezeugt, welches zunehmend in die standardsprachlichen Wörterbücher einzudringen beginnt. Auch die semantische Konkurrenz von *sprossen* wird des Öfteren angesprochen. Die starken Verben gehören eher der gehobenen Sprache an. Die schwache Flexion scheint nun laut Paul<sup>388</sup> in Präteritum und Partizip II gleich weit vorgedrungen.<sup>389</sup> Die schwache Form taucht in den zum Vergleich herangezogenen Grammatiken nur bei Jude auf.

*Sprießte* wurde in der Umfrage 9-mal gebildet, *spross* ganze 40-mal. Die schwache Verbform hat eine ziemlich hohe Akzeptanz. 15 Teilnehmer stuften sie als (eher) richtig ein, 19 als (eher) falsch. Das Verb wurde von der M-Gruppe 6-mal, von der OM-Gruppe 3-mal schwach gebildet.

Tatsächlich finden sich online schwache Belege vor allem in dichterischer Sprache, allerdings besteht auch hier eine gewisse Unsicherheit, was die Bildung betrifft. Die schwache Form wird nicht bewusst gewählt. Wie schon bei *laden* werden schwache und starke Formen als Alternativen bei ein- und demselben Autor verwendet.

Als es im Frühling plötzlich grün wurde und alles spross und spriesste [sic!]<sup>390</sup>

auf frisch gespriesstes [sic!] Grün. [...] [...] bist du sicher, dass es "gespriesstes" [sic!] heißt - ist das eine alte Form? Wir in Österreich würden *spross*, *gesprossen* sagen. "*Frisch gesprossenes Grün*" – klingt aber auch ein wenig seltsam, nicht?<sup>391</sup>

### ***Pfeifen* – *pfiff* – *gepfiffen***

Das mhd. starke Verb *phîfen* sowie das schwache Verb *pfîfen* sind vermutlich entlehnt aus lat. *pipare*, wofür ein nicht nachweisbares ahd. schwaches *phîfôn* zu erwarten wäre, das aber schon mhd. nach Analogie von *grîfen*, *slîfen*, *swîfen* starkformig geworden ist. Vereinzelt gibt es schwache Formen (vgl. mhd. *gepfîfet*).<sup>392</sup> Das Verb ist ein früher Zeuge für den

<sup>386</sup> Vgl. Steinbach (1734), Bd. 2, S. 643.

<sup>387</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 238.

<sup>388</sup> Vgl. Paul (1968), S. 208.

<sup>389</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 126-127.

<sup>390</sup> [http://www.jungealternative.ch/jargon/2006\\_nr4.html](http://www.jungealternative.ch/jargon/2006_nr4.html)

<sup>391</sup> <http://dielyriker.com/showthread.php?t=3930>

<sup>392</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 13, Sp. 1645.

Übergang zur starken Flexion. Im 18. Jh. ist es nur stark belegt. In der Bedeutung „Rinde einsetzen“ wird es schwach flektiert. Im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jh. erwähnen Wörterbücher erstmals schwache Präteritumformen. Ein schwacher Beleg findet sich beispielsweise bei Schiller<sup>393</sup> (vgl. *der freie zugwind, der durch die löcher pfeifte*).<sup>394</sup> Bei Stieler<sup>395</sup> erscheint des Weiteren die schwache Partizip-II-Form *gepfeift* neben starkem *gepfiffen*. Die schwache Form kann im 20. Jh. nicht in die Standardsprache eindringen. Ab der Jahrhundertmitte ist das häufige Verb nur noch stark belegt. Das IDS bezeugt 83-mal *pfiff* und 10-mal *gepfiffen*. Für den Übergang von schwach zu stark ist, so vermutet Theobald, der Ausgleich gemäß des Frequenzkriteriums verantwortlich.<sup>396</sup>

*Pfeifen* wurde in der Umfrage 6-mal schwach und 48-mal stark gebildet. D.h., die Tatsache, dass das Verb einmal schwach war, hat sich in keinster Weise auf die hier vorliegenden Ergebnisse ausgewirkt. Die Akzeptanz der schwachen Form ist verhältnismäßig gering. Nur 8 Teilnehmer halten *pfeifte* für (eher) richtig, 35 hingegen für (eher) falsch. Das Verb wurde sowohl von der M- als auch von der OM-Gruppe 2-mal schwach gebildet.

### **Scheinen** – *schien* – *geschienen*

Die Flexion dieses gemeingerm. Verbs mhd. *schînen* ist im Deutschen wie in allen germ. Sprachen ursprünglich stark (vgl. ahd. *scînu* – *scein* – *giscinan*, mhd. *schînen* – *schein* – *geschinen*). Die lautgesetzliche Form des Sg. Prät. *schein* ist im 16. Jh. noch sehr verbreitet. Belege findet man z.B. bei Wickram<sup>397</sup> (vgl. *der mon schein gar hell*).<sup>398</sup> Für *schein* begegnet im Bairischen früh *schân*, im Partizip II die Form *geschunen*. Daneben kommt sehr häufig schwache Flexion vor, die sonst erst im Mnd. und Nhd. bezeugt ist, z.B. bei Schiller<sup>399</sup> (vgl. *gewisse vorfälle bei der krankengeschichte des eleven N. N., welche mich etwas näher, als ich wünschte, anzugehen scheinten*)<sup>400</sup> oder Wieland (vgl. *vom mond bescheint*).<sup>401</sup> Im 20. Jh. kommen laut DWB Formen wie *scheinet*, *gescheint* neben *schin*, *geschinen* und selbst *geschunen* nur noch in einigen, besonders in bairisch-österreichischen Mundarten vor (vgl. *scheinet*, *gscheint*, *gschînen*, *gschûnen*).<sup>402</sup>

In den Wörterbüchern, welche zum Vergleich herangezogen wurden, konnte nur im Duden ein schwacher Beleg gefunden werden (vgl. *scheinte*), allerdings mit der Markierung „landschaftlich“.

<sup>393</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 223.

<sup>394</sup> Vgl. Schiller (2008), S. 18.

<sup>395</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 2, Sp. 1436.

<sup>396</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 223.

<sup>397</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 14, Sp. 2441.

<sup>398</sup> Vgl. Wickram (1865), S. 120, Vs. 17.

<sup>399</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 14, Sp. 2441.

<sup>400</sup> Vgl. Schiller (2008), S. 275.

<sup>401</sup> Vgl. Wieland (1857), S. 400.

<sup>402</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 14, Sp. 2441-2442.

*Scheinte* wurde in der Umfrage nur 5-mal angeführt, *schien* hingegen 50-mal. Die schwache Verbform hat aber dennoch eine vergleichsweise hohe Akzeptanz. 17 Befragte befanden sie als (eher) richtig, 21 als (eher) falsch. Das Verb wurde von der OM-Gruppe verhältnismäßig öfter (3-mal) schwach gebildet als von der M-Gruppe (2-mal).

Auch online setzt man sich mit der Flexion dieses Verbs auseinander:

Vor etwa zwei Wochen schwärmte ein Moderator im Radio [davon], wie schön es war, als die Sonne durch dieses Laub gescheint hat. [...] "Oder heißt es *geschienen*?" [...] Woher kommt aber unsere Unsicherheit? Tatsächlich breiten sich in der Umgangssprache die schwachen Formen *scheinte/gescheint* aus. [Hervorhebung von A.H.]<sup>403</sup>

Tischner vermutet, dass die Tendenz in Richtung einer Bedeutungsdivergenz „leuchten“/„vorkommen“ geht (vgl. *Mir schien, dass die Sonne scheinte*).<sup>404</sup> Auch in den Online-Ausgaben von Printmedien finden sich schwache Belege:

[I]nsgesamt 84,8 Stunden schien im März die Sonne. [...] Am 21. März scheinte die Sonne am längsten.<sup>405</sup>

### ***Gleiten* – *glitt/gleitete* – *geglitten***

Das Verb mhd. *glīten* fehlt ursprünglich im Obd. Wenn es vereinzelt in Glossaren des 15. und 16. Jh. erscheint, so handelt es sich wohl stets um Entlehnung aus md. Wörterbüchern, wo das Verb seit jeher als schwach markiert ist. In der Schriftsprache kam *gleiten* erst durch Luther zur Geltung, der es besonders in den Psalmen verwendet. Parallel zur späteren schriftsprachlichen Ausbreitung über das gesamte Sprachgebiet vollzieht sich ein Rückgang in den Mundarten. Neben starken Formen begegnen in der Literatur des 18. und 19. Jh. wiederholt auch schwache, für das Partizip II (vgl. *gegleitet*). Weit häufiger ist das Präteritum *gleitete(n)* belegt, z.B. bei Wieland, Lessing, Hölderlin, Grillparzer oder Hoffmann. *Gleitete(n)* scheint die einzige Form Goethes zu sein.<sup>406</sup>

*Gleitete* wird in einigen Grammatiken (vgl. Duden 1998, Götze, Helbig/Buscha) sowie bei Muthmann noch als alternative, wenn auch veraltete Form angegeben.

Nur 5 Teilnehmer der Umfrage bildeten das Verb schwach, 48 dagegen stark. *Gleitete* hat mit 8 Stimmen für (eher) richtig und 31 für (eher) falsch auch eine nur geringe Akzeptanz. Das Verb wurde 4-mal von Mitgliedern der OM-Gruppe schwach gebildet.

<sup>403</sup> <http://www.heinrich-tischner.de/22-sp/9sp-ecke/fragen/2008/schien.htm>

<sup>404</sup> Vgl. <http://www.heinrich-tischner.de/22-sp/9sp-ecke/fragen/2008/schien.htm>

<sup>405</sup> [http://www.szon.de/lokales/tuttlingen/region/200906051306.html?\\_from=rss](http://www.szon.de/lokales/tuttlingen/region/200906051306.html?_from=rss)

<sup>406</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 7, Sp. 8321-8322.



## **Weisen** – wies – gewiesen

Ahd. *wisan* „meiden“ wird stark flektiert, ahd. *wîsjan* „rufen, zeigen, belehren, einladen“ und ahd. *wîsôn* „sehen nach, besuchen“ hingegen schwach.<sup>407</sup> In nhd. *weisen* sowie den dazugehörigen Komposita fließen mhd. *wîsen* „meiden, ausweichen, zeigen, führen, warnen, besuchen“ (stark/schwach), *weisen* „zum Weisen machen“ (schwach), *wîzen* „beachten“ (stark), *verwîzen* „strafend vorwerfen“ (stark) sowie *verwizzen* (schwach) zusammen.<sup>408</sup> Mhd. *wîsen* kommt während des 14. und frühen 15. Jh. ausschließlich in der schwachen Form vor. Im Md. und Ostobd. hält sich die schwache Flexion noch darüber hinaus, während im Westobd. seit der Mitte des 15. Jh. zunehmend die der Ablautreihe 1 analoge Ablautung üblich wird. Ostobd. wird die schwache Flexion in der 2. Hälfte des 16. Jh. überwunden.<sup>409</sup> Im 17. Jh. wird *weisen* nur stark gebeugt, wie z. B. Stieler<sup>410</sup> bezeugt. Dasselbe gilt auch für das 18. und 19. Jh. Die selten erwähnten schwachen Formen gelten als falsch, ugs. oder auch biblisch, da Luther sie gebraucht.<sup>411</sup> Das Partizip II entwickelt gelegentlich Sonderbedeutungen. Am häufigsten ist die adjektivische Verwendung des Partizips II im 18. Jh. in *der gewiesene/geweiste Weg*.<sup>412</sup> Vereinzelt hat *weisen* auch noch die Bedeutung „besuchen“ und wird gelegentlich schwach flektiert, wenn die Bedeutung „etwas weiß färben“ vorliegt. Im 20. Jh. sind keine schwachen Formen mehr erwähnt, schwach in der Verwendung „zeigen“ ist vollständig untergegangen. Das IDS belegt 1056-mal *wies*, 100-mal *gewiesen*.<sup>413</sup> Bei Meier findet man 273-mal *wies* und 76-mal *gewiesen*.<sup>414</sup>

Laut dem DWB ist *weisen* nur in der gedruckten, literarischen Schriftsprache und der Mundart lebendig. Oft treten an die Stelle von *weisen* die Komposita *be-*, *er-*, *auf-*, *an-*, und *hinweisen*.<sup>415</sup> In der Schriftsprache wie auch in den Mundarten ist *weisen* in der Bedeutung „strafend tadeln“ im Großen und Ganzen durch *verweisen* ersetzt. Einzelne nhd. Belege können eine Fortsetzung des mhd. *wîzen* sein. Möglich ist aber auch, dass es sich um eine Weiterführung von *weisen* handelt, das schon in der Wendung „jemanden zurecht weisen“ und in der älteren Rechtssprache die Bedeutung „tadeln, strafen“ enthält.<sup>416</sup>

*Weiste* wurde von 6 Teilnehmern der Umfrage angeführt, *wies* von 49. Immerhin 16 Befragte hielten die schwache Form für (eher) richtig, 25 aber für (eher) falsch. Das Verb wurde von der M-Gruppe 3-mal schwach und von der OM-Gruppe 2-mal schwach flektiert.

<sup>407</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 220.

<sup>408</sup> Vgl. Solms (1984), S. 135. Vgl. auch Lexer (1992), S. 339, S. 373, S. 390-391.

<sup>409</sup> Vgl. Solms (1984), S. 138. Vgl. auch Reichmann/Wegera (1993), S. 269.

<sup>410</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 2, Sp. 2482.

<sup>411</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 221.

<sup>412</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 28, Sp. 1102.

<sup>413</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 221.

<sup>414</sup> Vgl. Meier (1978), S. 43, S. 105.

<sup>415</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 28, Sp. 1078-1079.

<sup>416</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 28, Sp. 1102.

## **Sinnen** – sann – gesonnen

Das starke Verb ahd. *sinnan*, mhd. *sinnen* ist nur im Westgerm. erhalten. Die Flexion ist für gewöhnlich die ablautende (vgl. ahd. *sinnan* – *san* – *sunnun*, mhd. *san* – *sunnen* – *gesunnen*). Vereinzelt dringt das -u- des Plural in den Singular ein. Im älteren Nhd. gibt es noch häufig Abweichungen von der jetzigen Flexion (vgl. *sinnen*, *ich sinnte/sonne*, *du sinnstest/sonnest*).<sup>417</sup> Shumway belegt für Sachs die Formen *ich san(n)*, *son*, *sonne* und *(nach)sunn*.<sup>418</sup> Davon begegnet die Form *sonne* noch häufig im 17. und 18. Jh. Im Partizip II hat Luther noch *gesunnen*, in der Ausgabe der Briefe dagegen bereits *gesonnen*, wie später durchgehend.<sup>419</sup> Für Campe stehen die heutigen nhd. Formen fest.<sup>420</sup> Nur Gottsched gibt den Imperativ noch als *sinn an*<sup>421</sup>, Adelung bereits als *sinne*.<sup>422</sup> Im Hd. findet sich auch schwache Flexion, z.B. bei Lohenstein (vgl. *dasz er als ein kluger hausvater auf einen guten vorrath desselben ertztes bey zeiten sinnete*).<sup>423</sup>

Für gewöhnlich wird das Verb nhd. in der Bedeutung „nachdenken, vorhaben, planen“ stark flektiert. In der Bedeutung „eine gewisse Gesinnung haben“ wird das Partizip II laut Genzmer schwach gebeugt (vgl. *gesinnt* sein). Es ist unmittelbar von *Sinn* abgeleitet.

Die schwache Verbform *sinnete* wurde in der Umfrage 15-mal gebildet, die „Mischform“ *sannte* 3-mal, die starke Form *sann* 28-mal und die starke normativ inkorrekte Form *sonn* 3-mal. Trotz dieses Ergebnisses hat die schwache Form keine dementsprechend hohe bzw. höhere Akzeptanz. 14 Teilnehmer empfanden sie als (eher) richtig, 22 lehnten sie dagegen (völlig) ab. Möglicherweise hat dieses Ergebnis etwas mit der Ungebräuchlichkeit des Verbs an sich zu tun. *Sinnen* wurde von der OM-Gruppe 4-mal schwach gebildet, von der M-Gruppe 7-mal. (inkl. einmal *sandte*). 2-mal wurde die starke normativ inkorrekte Form *sonn* gebildet. Alle 4 Schüler bevorzugten die schwache Bildungsweise (inkl. 2-mal *sandte*).

In Richard Dehmels „Die Verwandlungen der Venus“ findet man sowohl die schwache als auch die starke Verbform.

Seltsam! ich sann und sann und sinnete, meine Gedanken waren wie Stinte.<sup>424</sup>

Auch in den Online-Ausgaben von Printmedien konnte schwach flektiertes *sinnen* häufig gefunden werden, z.B. in der Schwäbischen Zeitung:

Nach der denkbar knappen [...] Niederlage [...] sinnete Wangen auf Revanche<sup>425</sup>

---

<sup>417</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 16, Sp. 1156.

<sup>418</sup> Vgl. Shumway (1894), S. 83.

<sup>419</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 16, Sp. 1156-1157.

<sup>420</sup> Vgl. Campe (1970), Bd. 4, S. 450.

<sup>421</sup> Vgl. Gottsched (1978), S. 390.

<sup>422</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 106.

<sup>423</sup> Vgl. Lohenstein (1973), Bd. 1, S. 181.

<sup>424</sup> [http://gutenberg.spiegel.de/?id=5&xid=410&kapitel=2&cHash=dea2444b602#gb\\_found](http://gutenberg.spiegel.de/?id=5&xid=410&kapitel=2&cHash=dea2444b602#gb_found)

## *Preisen – pries – gepriesen*

Es handelt sich bei diesem mhd. stark- und schwachbeugenden Verb *prîsen* laut Paul<sup>426</sup> um eine Ableitung von französisch *pris*; stark ist es auch schon in den Spielmannsepen im 12. Jh. bezeugt.<sup>427</sup> Bei dem ursprünglich schwachen Verb dringt schon im 15. Jh. nach Analogie von *brîsen*, *wîsen* und anderen die starke Form ein, welche jetzt allein gültig ist.<sup>428</sup> Die nicht vor dem ausgehenden 15. Jh. einsetzende starke Bildungsweise wird zuerst im Bereich des Partizips II allgemein. Im gesamten hd. Sprachraum bleibt die Herrschaft der schwachen Flexion in den ersten Jahrzehnten des 16. Jh. unberührt. Die neue starke Form scheint in der 2. Hälfte des Jh. zumindest in westobd./wmd. Texten zu dominieren. Dort dringt das starke Partizip II als erstes ein.<sup>429</sup> Ölinger weist ausschließlich starke Flexion im Präteritum und Partizip II aus.<sup>430</sup> Dagegen zeigt Schottelius z.B. einen noch schwankenden Gebrauch.<sup>431</sup> Im 18. Jh. setzen sich die starken Formen langsam durch, im 19. Jh. sind sie bereits dominant. Schwache Nebenformen sind selten und werden häufig als „veraltet“ markiert. Das schwache Verb *preisen* mit der Bedeutung „den Wert/Preis angeben“ sowie das starke *preisen* mit der Bedeutung „schnüren“ geht im 19. bzw. 20. Jh. standardsprachlich unter. Nur noch 2 Wörterbücher erwähnen schwache Nebenformen, welche jedoch als *veraltet* markiert sind. Der Übergang des schwachen *preisen* mit der Bedeutung „loben“ zur starken Flexion ist laut Theobald wahrscheinlich zurückzuführen auf die verringerte Gebrauchsfrequenz von starkem *preisen* mit der Bedeutung „schnüren“.<sup>432</sup> Der Fachterminus *einpreisen* „einen Preis festsetzen“ wird ebenso wie *auspreisen* „ein Preisschild anbringen“ schwach flektiert (vgl. Duden – die Grammatik 2007).

*Preisen* wurde in der Umfrage 12-mal schwach und 43-mal stark gebildet. 13 Teilnehmer befanden die schwache Verbform für (eher) richtig, 25 für (eher) falsch. Das Verb wurde von der OM-Gruppe mit 5 schwachen Nennungen verhältnismäßig öfter gebildet, als von der M-Gruppe mit ebenfalls 5 Nennungen. Auch ein Schüler flektierte schwach.

Folgende Belege für das schwache Verb findet man u.a. online in diversen Printmedien:

Medwedew preiste auf der Abschlusspressekonferenz die „hervorragende Atmosphäre“ in den Gesprächen.<sup>433</sup>

Johannes Ludewig, preiste diese Flexibilität als beispielhaft für den Westen.<sup>434</sup>

---

<sup>425</sup> <http://szon.de/lokales/friedrichshafen/sport/200812240111.html?SZONSID=658b4548602c5449a077d4fd731883a1>

<sup>426</sup> Vgl. Paul (1968), S. 254.

<sup>427</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 217.

<sup>428</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 13, Sp. 2093.

<sup>429</sup> Vgl. Solms (1984), S. 136-137.

<sup>430</sup> Vgl. Ölinger (1897), S. 81.

<sup>431</sup> Vgl. Schottelius (1967), S. 591.

<sup>432</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 217-218.

<sup>433</sup> [http://www.focus.de/politik/ausland/tid-14897/merkel-medwedew-millionen-und-versprechen\\_aid\\_417215.html](http://www.focus.de/politik/ausland/tid-14897/merkel-medwedew-millionen-und-versprechen_aid_417215.html) 4. 9. 2009.

<sup>434</sup> <http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/1997/0811/none/0013/index.html>

ein anderes preiste den in Hamburg geborenen Sohn anatolischer Gastarbeiter als "Barack Obama von Altona".<sup>435</sup>

### **Kneifen** – *kniff* – *gekniffen*

Von den Wörterbüchern wird das Verb zuerst von Schottelius<sup>436</sup> genannt, doch es erscheint bereits im 16. Jh. bei Reineke Fuchs<sup>437</sup> (vgl. *de klove, dâr he in lach, ene knêp*).

Möglicherweise ist es bloße Übersetzung des nd. *knîpen* ins Hd. Noch im 17. Jh. ist es selten.<sup>438</sup> Das DWB lässt zu möglichen schwachen Bildungsformen Folgendes verlauten:

[F]reilich bilden einige *kneifte*, wie Auerbach, das ist nicht recht.<sup>439</sup>

Das Verb wurde in der Umfrage 6-mal schwach und 44-mal stark gebildet. Die schwache Form hat eine (noch) sehr viel höhere Zustimmung. Ganze 18 Teilnehmern empfanden sie als (eher) richtig, und „nur“ 17 als (eher) falsch. Vielleicht kommt diese Akzeptanz daher, dass das Verb an sich in unseren Breiten nicht gebräuchlich und daher das Gefühl für die normativ richtige Bildung nicht so stark ist. *Kneifen* wurde von der OM-Gruppe 2-mal, von der M-Gruppe 3-mal schwach gebildet.

Hie und da findet man auch online schwache Belege, z.B. im Schweizer Tagblatt:

Nachdem der Ständerat vor zwei Wochen beim Lohndeckel für die staatlich unterstützte UBS *kneifte*, wird das Aktienrecht in der Version der Kommission durchkommen.<sup>440</sup>

### **Schreiten** – *schrift* – *geschritten*

Für das starke Verb mhd. *schrîten*, ahd. *scrîtan* sind Entsprechungen außerhalb des Germ. unsicher. Im Bairischen existiert auch schwaches Partizip II, z.B. bei Herder<sup>441</sup> (vgl. *die starke unwankbare hüfte, die bis an die gränzen der welt geschreitet*).<sup>442</sup> Auch schweizerisch *schreiten* < ahd. *screitan* „schräge schneiden“, wird auf Grund der Herkunft wohl schwach gebildet.<sup>443</sup>

Das Verb wurde in der Umfrage 4-mal schwach und 43-mal stark gebeugt. Trotzdem stuften 14 Teilnehmer die schwache Form als (eher) richtig und 20 als (eher) falsch ein. *Schreiten* wurde von der OM- und der M-Gruppe jeweils einmal schwach gebildet. Auch ein Schüler flektierte schwach.

<sup>435</sup> <http://www.sueddeutsche.de/politik/69/434816/text/>

<sup>436</sup> Vgl. Schottelius (1967), S. 588.

<sup>437</sup> Vgl. Reineke Fuchs (1834), S. 17, Vs. 651.

<sup>438</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 11, Sp. 1402.

<sup>439</sup> Grimm (1854-1960), Bd. 11, Sp. 1402.

<sup>440</sup> <http://www.tagblatt.ch/aktuell/schweiz/tb-in/Auftakt-zur-Abzocker-Debatte;art143,1332975>

<sup>441</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 15, Sp. 1730-1731.

<sup>442</sup> Vgl. Herder (1987), S. 117.

<sup>443</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 15, Sp. 1730-1731.

### **Flechten** – flocht – geflochten

Ahd. *flēhtan*, mhd. *flēhten* ist laut DWB nhd. verderbt in *flocht/flochte*. Die 3. Sg. lautet *flicht/flichtet*, wo dafür *flechtet* begegnet, ist es auf ein schwaches *flechten* zu beziehen.<sup>444</sup>

Geht es nach dem aktuellen Schülerduden, dürfen Schweizer Kinder [heute] schreiben: *Sie fechtete, er flechtete*.<sup>445</sup>

In den aktuellen Grammatiken werden fast noch ausschließlich starke Formen in der 3. Sg. Präs. angegeben, nur Genzmer machte eine Ausnahme und nennt neben *flicht* das schwache *flechtet*. Interessanterweise führt er, so wie die anderen Grammatiken, bei dem nachfolgenden *fechten* nur die starke Form an.

8-mal wurde in der Umfrage die schwache Form *flechtete* gebildet, 33-mal die starke Form *flocht* und 5-mal die „Mischform“ *flochte*. 11 Teilnehmer akzeptierten die schwache Bildung als (eher) richtig, 19 Teilnehmer lehnten sie als (eher) falsch ab. Das Verb wurde von der OM-Gruppe 2-mal und von der M-Gruppe 3-mal schwach gebildet. Somit zeigt sich bei der ersten Gruppe eine stärkere Tendenz Richtung schwach. Auch ein Schüler bildete das Verb schwach. 2-mal tauchte in der OM-Gruppe *flochte* auf.

Online sind mittlerweile viele schwache Belege zu finden, auch in den Online-Ausgaben diverser Printmedien:

Ins Andante grazioso der Sonate Nr. 11, A-Dur, flechtete sie Schumannsche Romantik ein<sup>446</sup>

In den 50er und 60er Jahren flechtete aber auch das koloniale Subjekt eine ganz eigene, subalterne Sicht auf Liebe, Affekt und Begehren [...] in die [...] Bilderwelt mit ein.<sup>447</sup>

### **Fechten** – focht – gefochten

Das Verb ahd. *fēhtan* – *faht* – *fuhtun*, mhd. *vēhten* – *vaht* – *vuhten* wird laut DWB nhd. fehlerhaft *fechten* – *focht* – *fochten* konjugiert. Richtig müsste es lauten *fechten* – *facht* – *fochten*. Das DWB gibt keinerlei schwache Belege an.<sup>448</sup> Das Präfixverb *anfechten* wird grundsätzlich schwach gebildet.

Eine Reihe von angesehenen Politikern *fechtete* die Amnestie [...] an.<sup>449</sup>

<sup>444</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 3, Sp. 1738-1739.

<sup>445</sup> <http://www.sprachforschung.org/index.php?show=news&id=519>

<sup>446</sup> <http://www.abendblatt.de/region/norderstedt/article829588/Fumiko-Shiraga-huldigte-dem-Salzbürger-Genie.html>

<sup>447</sup> [http://www.uni-koeln.de/phil-fak/histsem/anglo/html\\_2001/AGUF.htm](http://www.uni-koeln.de/phil-fak/histsem/anglo/html_2001/AGUF.htm)

<sup>448</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 3, Sp. 1387.

<sup>449</sup> <http://www.sueddeutsche.de/politik/288/424047/text/>

*Fechten* wurde in der Umfrage 13-mal (möglicherweise in Analogie zur Präfixform) schwach flektiert und 31-mal stark. Einmal kommt auch die „Mischform“ *fochte* vor. Auf Grund der ähnlichen segmentalen Struktur fragt man sich, warum *flochte* häufiger gebildet wurde. Von genau 13 Befragten erhielt *fechtete* große Zustimmung, 19 Teilnehmer lehnten die Bildung (eher) ab. Hier gilt also nicht wie bei den meisten Verben, dass die Akzeptanz höher ist als die Anzahl der tatsächlich schwach gebildeten Formen. Das Verb wurde von der OM-Gruppe 2-mal schwach, von der M-Gruppe 6-mal schwach gebildet. D.h., schwache Bildung dominiert bei der 2. Gruppe. Alle 4 Schüler bildeten das Verb ebenfalls schwach.

Online findet man zur Frage der Entwicklung dieses starken Verbs folgende Bemerkung Wolfgang Krischkes in einem Artikel über Sprachevolution:

Die dritte Triebkraft des Sprachwandels ist der Wunsch nach Regelmäßigkeit: Er [...] führt gegenwärtig *fechtet* und *fechtete* zum Sieg über *ficht* und *focht*.<sup>450</sup>

### **Schwingen** – *schwang* – *geschwungen*

Zu dem gemeingerm. Verb ahd. *suingan*, mhd. *swingen* gehören zahlreiche Ableitungen und verwandte Wörter (vgl. *schwanger*, *schwengen*). Neben den Bildungen mit *-g-* stehen solche mit *-k-*.<sup>451</sup> Im Ahd. und Mhd. gibt es ein schwaches *suangjan*, *suenken* mit der Bedeutung „schwenken, vermischen“, das wir noch Nhd. als *schwenken* kennen.<sup>452</sup> Die durchgehend starken Flexionsformen zeigen im Nhd. Schwankungen und Verschiebungen in Folge der Ausgleichung des Vokalwechsels innerhalb des Präteritums. Das Präteritum lautet ursprünglich und jetzt wieder ausschließlich *schwang*; daneben stellt sich im 16. Jh. eine nach dem Plural gebildete Nebenform *schwung* ein. Auch das 17. Jh. bietet einzelne Belege. Besonders häufig ist *schwung* aber im 18. Jahrhundert. Daneben findet sich auch *schwang*. Nicht selten gebraucht derselbe Schriftsteller beide Formen nebeneinander. Stieler<sup>453</sup> kennt sogar nur *schwung*, Steinbach<sup>454</sup> dagegen beides, Gottsched<sup>455</sup> bewertet *schwung* als Nebenform. Das Partizip II lautet zu allen Zeiten ausschließlich *geschwungen*.<sup>456</sup> Der Präteritumvokal *-a-* wird im Laufe des 19. Jh. üblich. In diesem Zeitraum taucht in den Wörterbüchern auch zum ersten Mal die schwachbeugende Bedeutung „mit Schwingen versehen, beflügeln“ auf, die jedoch selten bleibt und eher literarisch in Gebrauch ist.<sup>457</sup>

---

<sup>450</sup> <http://berufundchance.fazjob.net/s/Rub5C2BFD49230B472BA96E0B2CF9FAB88C/Doc~ED6A8D28881104A8C8C1184DCE9AF81B4~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

<sup>451</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 15, Sp. 2689.

<sup>452</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 95.

<sup>453</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 2, Sp. 1983.

<sup>454</sup> Vgl. Steinbach (1734), Bd. 2, S. 556.

<sup>455</sup> Vgl. Gottsched (1978), S. 390.

<sup>456</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 15, Sp. 2689-2691.

<sup>457</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 95.

In der Umfrage wurde 2-mal *schwingte* und jeweils einmal *schwängte* bzw. *schwangte* gebildet. 43-mal erschien das normativ starke *schwang*, 3-mal *schwung* und 2-mal *schwank*. Bei *schwängte* und *schwangte*, die wie Mischformen aus starker und schwacher Flexion anmuten, könnte es sich um (irrtümliche, analoge) Bildungen zu *schwänken* bzw. *schwanken* handeln. Die Form *schwung* stellt möglicherweise eine Analogiebildung zum Substantiv *Schwung* dar. *Schwingte* hat eine verhältnismäßig hohe Akzeptanz. 12 Teilnehmer befanden das Verb für (eher) richtig, 28 lehnten es (völlig) ab. Das Verb wurde von 2 Mitgliedern der M-Gruppe sowie einem Mitglied der OM-Gruppe schwach gebildet.

Die Online-Belege für *schwingte* sind sehr häufig. Des Öfteren gewinnt man den Eindruck, dass es sich um fehlerhafte bzw. eingedeutschte Bildungen zu engl. *swing* handelt.

### **Meiden** – *mied* – *gemieden*

Der Begriff des nur westgerm. Verbs ahd. *mîdan*, mhd. *mîden* scheint aus der Vorstellung des Wechselns, Vertauschens, Verkehrs entstanden zu sein (vgl. got. *gamaids avatņņos*, *maidjan*, *inmaidjan* „verändern, umgestalten, verwandeln“). Im Frnhd. erscheinen Versuche, das Wort schwach zu konjugieren, z.B. bei Schupp<sup>458</sup> (vgl. *drumb meidete er das böse*).<sup>459</sup>

Diese Versuche waren nicht erfolgreich. Heute wird das Verb ausschließlich stark flektiert. Auch in der Umfrage zeigen sich keine gegenläufigen Tendenzen, wenn auch die Anzahl der tatsächlich gebildeten schwachen Formen sehr viel niedriger ist als deren Akzeptanz.

6 schwach gebeugte Verben stehen 48 stark flektierten gegenüber. Von 17 Teilnehmern jedoch wird die schwache Form *meidete* als (eher) richtig eingestuft, von 23 als (eher) falsch. Das Verb wurde von der OM-Gruppe mit 5 Nennungen verhältnismäßig öfter schwach gebildet als von der M-Gruppe mit nur einer Nennung.

Online findet man außer den schwachen Formen, welche von Privatpersonen gebildet wurden, auch viele „offizielle“ Belege in Printmedien, wie z.B. der Frankfurter Rundschau:

Die S3 [...] meidete Galluswarte und Messe<sup>460</sup>

### **Leiden** – *litt* – *gelitten*

Die altgerm. Dialekte besitzen ein Wort für „gehen, reisen“ und „zu Schiffe fahren“ (vgl. got. *ga-leiþan*), welches auch im Ahd. als *lîdan*, aber mit der Bedeutung „dulden“ bezeugt ist. Dieses Verb gewann von der Bedeutung des Ziehens in ferne Lande und über See die des

<sup>458</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 12, Sp. 1899.

<sup>459</sup> Vgl. Schupp (1910), S. 146.

<sup>460</sup> [http://www.fr-online.de/frankfurt\\_und\\_hessen/nachrichten/hessen/1604339\\_Signalstoerung-bringt-S-Bahn-Verkehr-durcheinander.html](http://www.fr-online.de/frankfurt_und_hessen/nachrichten/hessen/1604339_Signalstoerung-bringt-S-Bahn-Verkehr-durcheinander.html)

Übelbefindens, Ertragens und Duldens. An diesem Bedeutungsübergang mag laut DWB eben so sehr das Gefühl des Heimwehs, wie die Fährlichkeit der Wanderung Anteil haben. Im Ahd. erscheint seit der 2. Hälfte des 9. Jh. die neue Bedeutung. Das mhd. starke *līden* bedeutet „leiden“, in md. Quellen manchmal auch „ziehen, gehen“.<sup>461</sup> Neben dem starken Verb *līdan* stehen im Ahd. 3 schwache Lexeme: *leidon* mit der Bedeutung „anklagen, beklagen“, *leidjan* im Sinne von „leid machen“ und *leidên* als „leid sein/werden“. Diese 3 schwachen Verben fallen mhd. zu einem Wort zusammen. Durch Lautwandel wird auch das starke Verb mit dem schwachen identisch, so dass im 16. Jh. das Verb *leiden* erscheint, welches nur noch stark flektiert wird. Auch im 17. Jh. überwiegt die starke Flexion.<sup>462</sup> Einer schwachen Präteritumform *leideten* bedient sich laut dem DWB einmal Schupp<sup>463</sup> (vgl. *damit sie nicht hunger leideten*).<sup>464</sup> Stieler<sup>465</sup> nennt auch ein schwaches Partizip II *geleidet*, obwohl kein Lexikograph das schwache Verb verzeichnet. Im 18. Jh. wird das Verb als stark verzeichnet. Die Funktion des schwachen Verbs wird nun zum Teil vom starken übernommen. Frisch<sup>466</sup> beispielsweise führt die mhd. noch schwache Bedeutung „leid werden“ an. Im 19. Jh. flektiert die Mehrzahl der Autoren das Verb immer noch als stark, jedoch wird das starke Verb als intrans. mit passivischer Bedeutung gekennzeichnet, während dem schwachen Lexem der aktivere Teil im Sinne von „Leid antun“ zugeschrieben wird, sowie auch oft die Bedeutungserweiterung „mögen“. Die Renaissance des schwachen Verbs scheint durch die historische Orientierung der damaligen Sprachwissenschaft bedingt zu sein. Im 20. Jh. wird die Differenzierung meist nicht mehr vorgenommen. Das Verb gilt als stark.<sup>467</sup>

Hier muss angemerkt werden, dass sich die Frage der Flexion bei Verwendung des Verbs in der Bedeutung „mögen“ gar nicht stellt, da die Präteritum- bzw. Partizip-II-Formen im Grunde nicht gebraucht werden. Ähnliches gilt für die Präfixform *verleiden*, die vor allem in der Partizip-II-Form bzw. im Infinitiv verwendet wird.

*Leidete* wurde in der Umfrage 6-mal genannt, *litt* 48-mal. 12 Teilnehmer hielten die schwache Form für (eher) richtig, 29 für (eher) falsch. Das Verb wurde von der OM-Gruppe 3-mal schwach von der M-Gruppe 2-mal schwach gebildet. 3 der 4 Schüler bildeten das Verb ebenfalls schwach.

Zahlreiche schwache Belege finden sich online, z.B. in der Neuß-Grevenbroicher-Zeitung:

Einer Umfrage zufolge leidete die Branche [...] unter der Wirtschaftskrise<sup>468</sup>

<sup>461</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 12, Sp. 658-659.

<sup>462</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 152-153.

<sup>463</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 12, Sp. 659.

<sup>464</sup> Vgl. Schupp (1910), S. 745.

<sup>465</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 1, Sp. 1135.

<sup>466</sup> Vgl. Frisch (1977), S. 601.

<sup>467</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 153-154.

<sup>468</sup> <http://www.ngz-online.de/public/article/wirtschaft/news/731088/Autobranche-vor-schweren-Zeiten.html>



### **Leihen** – *lieh* – *geliehen*

Das Verb ahd. *līhan*, mhd. *līhen* wird stark flektiert. Das ahd., mhd. Präteritum *leh* erscheint auch Ende des 15. Jh. noch. Ebenso wenig wie diese Form hält sich eine schwache Präteritumform *leihete*, das seine Vorbilder z.B. in einem md. Partizip II *gelfiet* hat; vgl. *dazu hatte der herr dem volk gnad gegeben fur den Egyptern, das sie jnen leiheten, und entwandtens den Egyptern* (2 Mos. 12, 36).<sup>469</sup>

Die schwache Form *leihte* wurde nur von 4 Teilnehmern der Umfrage gebildet, wohingegen die normative starke Form *lieh* 50 Mal aufschien. *Leihte* fand jedoch mit 17 Nennungen in den Kategorien 1 und 2 eine vergleichsweise hohe Akzeptanz. 21 Teilnehmer lehnten diese Form (völlig) ab. Obwohl also *leidete* öfter als *leihte* gebildet wurde und trotz der Tatsache, dass diese beiden Verben eine ähnliche segmentale Struktur besitzen, hat *leidete* eine geringere Akzeptanz. Das Verb wurde von der OM-Gruppe 3-mal und von der M-Gruppe einmal schwach gebildet.

### **Reiten** – *ritt* – *geritten*

Das gemeingerm. Verb mhd. *rīten*, ahd. *rītan* hat außerhalb des germ. Sprachgebietes keine direkte Entsprechung. Hiermit stimmt die Tatsache überein, dass der Gebrauch des Pferdes als Reittier bei idg. Völkern verhältnismäßig jung war. Das Verb wird stark flektiert. Im 16. Jh. ist *reit* noch die gewöhnliche Form des Präteritums, doch auch *ritt* kann schon früh belegt werden. Ältere Nebenformen sind *riet/ritte*. Vereinzelt findet sich auch im älteren Nhd. ein schwaches Präteritum *reitete*, z.B. bei Lindener<sup>470</sup> (vgl. *nach dem ich einsmal vonn Franckfurt vonn der mesz reytete*).<sup>471</sup> Im Mhd. existieren neben dem starken Verb *rītan*, das die allgemeine und ursprüngliche Bedeutung „sich fortbewegen“ trägt, 2 schwache Verben *reiten*. Die eine Bedeutung „bereiten, zurüsten, rechnen, zählen“ ist heute nur noch in *bereiten, vorbereiten* erhalten. *Reiten* meint hier aber auch „als Pferd tragen, reiten machen“. Die 3 Verben fallen frnhd. zu einem Lexem zusammen.<sup>472</sup>

*Reiten* wurde in der Umfrage nur 2-mal von Mitgliedern der OM-Gruppe schwach gebildet, 50 Mal stark. Immerhin 13 Teilnehmer stufen die Form als (eher) richtig ein, 36 Teilnehmer als (eher) falsch. Dem „Sprachgefühl“ für die starke Form wurde hier offensichtlich noch kein Abbruch getan. Die mühsamer zu artikulierende bzw. möglicherweise als unschön empfundene Doppelsilbe in *reitete* wird wohl nicht der Grund sein, dass diese Form keine hohe Akzeptanz hat. Denn andere hier bereits angeführt schwache Formen (vgl. *meidete*) duplizieren ebenfalls und schneiden „besser“ ab. Außerdem gibt es mittlerweile eine große Anzahl von Verben, welche normativ eine derartige schwache Bildung aufweisen (vgl. *klei-*

<sup>469</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 12, Sp. 688.

<sup>470</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 14, Sp. 769.

<sup>471</sup> Vgl. Lindener (1991), S. 109.

<sup>472</sup> Vgl. Theobald (1992), S. 88-89.

den, heiraten, ausbreiten etc.). So gesehen dürfte dies kein Grund für eine Ablehnung der schwachen Form sein.

Online findet man zwar Belege für *reitete*, doch sie überwiegen bei Weitem nicht diejenigen für *ritt*. Vgl. Faymann reitete Wildwestattacke gegen D.<sup>473</sup>

### **Schreien** – *schrie* – *geschrien*

Sowohl ahd. als auch mhd. existieren schwache und starke Formen bzw. Verben mit der Bedeutung „schreien“; vgl. ahd. *scrīan* – *screi*, *screiôn* – *screiôta*; mhd. *schriēn* – *schrei/schrē* bzw. *schrîete* (*schrîte*), Part. II *geschriēt* (*geschrît*). Das Präteritum *schrei* hält sich bis ins 17. Jh. Im 18. Jh. gilt dann bereits normativ *schrie*. Abgesehen vom Plural, dem Optativ und Partizip II kommt das innere *-r-* der 2. Sg. Prät. zu; von hier aus dringt es auch in die 1. und 3. Sg. ein, wobei später analogisch zur schwachen Flexion häufig ein *-e-* eintritt (vgl. *schriren*). Häufig sind Formen mit *-r-* laut Shumway<sup>474</sup> bei Sachs. Schon früh tritt in den Pluralformen des Präteritums *-w-* auf, das sich in der mhd. Zeit weiter ausbreitet, indem es zugleich den vorhergehenden Vokal zu *-iu/û-* wandelt, wie z.B. in Lamprechts *Alexander* (vgl. *si schrûwen ach unde wê*).<sup>475</sup> So entsteht auch ein Infinitiv *schriuwen*. Mannigfaltige Formen werden auf diese Weise bis ins ältere Nhd. gebildet, wo sie besonders in süddeutschen Quellen belegt sind. Schwache Flexion findet sich nur noch vereinzelt im älteren Nhd, z.B. bei Fischart (vgl. *schreyeten*)<sup>476</sup>. Adelung<sup>477</sup> verwirft die schwache Flexion als landschaftliche Variante. Das Verb flektiert auch schwach mit der Bedeutung „weinen“. Im Mnd. ist schwaches Präteritum z.B. bei Danneil<sup>478</sup> bezeugt.<sup>479</sup>

*Schreien* wurde in der Umfrage lediglich 4-mal schwach gebildet, 48-mal stark. Dementsprechend sehen die Ergebnisse in Abschnitt 2 aus: Nur 8 Teilnehmer akzeptierten die Form *schreite* als richtig, 35 Teilnehmer hingegen lehnten sie (völlig) ab. Das Verb wurde von der OM-Gruppe mit 4 Nennungen verhältnismäßig öfter gebildet als von der M-Gruppe, welche nur stark flektierte. Auch ein Schüler bildete eine schwache Form. D.h., die OM-Gruppe tendiert stärker zu schwach. Das „Sprachgefühl“ für die starke Form ist hier, genau wie bei *reiten*, noch sehr stark im Bewusstsein verankert.

Bei einem Online-Vergleich kann man zwar Fügungen mit der schwachen Form finden, jedoch sind es verhältnismäßig wenige; vgl. *schreite laut* (758-mal)<sup>480</sup>, *schrie laut* (21 400-mal).<sup>481</sup>

<sup>473</sup> [http://www.oe24.at/wirtschaft/Faymann\\_reitete\\_Wildwest-Attacke\\_gegen\\_D\\_0442439.ece](http://www.oe24.at/wirtschaft/Faymann_reitete_Wildwest-Attacke_gegen_D_0442439.ece)

<sup>474</sup> Vgl. Shumway (1894), S. 34.

<sup>475</sup> Vgl. Lamprechts Alexander (1971), Vs. 3345.

<sup>476</sup> Vgl. Fischart (1967), S. 82.

<sup>477</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 1656.

<sup>478</sup> Vgl. Danneil (1982), S. 187.

<sup>479</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 15, Sp. 1709-1711.

<sup>480</sup> <http://www.google.de/#hl=de&q=%22schreite+laut%22&meta=&fp=6cfaf4e8feb04965>

<sup>481</sup> <http://www.google.de/#hl=de&q=%22schrie+laut%22&meta=&fp=6cfaf4e8feb04965>

## **Speien** – *spie* – *gespien*

Das Verb ahd. *spîwan*, mhd. *spîwen* ist ein altes idg. Wort. Häufig ist die Wandlung des inneren *-w-* zu *-b-* bei obd. Autoren (vgl. *verspeip*). Völliger Untergang des inneren *-w-* tritt seit der ahd. Zeit auf und nähert sich so der Form der nhd. Schriftsprache an. Für *speyen*, das in der Schriftsprache seit dem 16. Jh. alleine dominiert, finden sich bis dahin, als Nachklang zu *spiuwen/spûwen*, die Formen *spuien*, *spûen* und danach *speuen*. Neben der starken Form des Verbs tritt die schwache auf. Schon altgriechisch findet sich neben starkem *spîwan* schwaches *spîwian/speówian*. Altnordisch ist die starke Form sogar gänzlich untergegangen. Im Hd. zeigen sich wie ähnlich im Nd. seit dem 12. Jh. schwache Präteritumformen wie *spiwete*, *spiuwete*, *spûwete* oder *spîete* mit entsprechendem Partizip II häufig, z.B. bei Berthold v. Regensburg (vgl. *die im under sîn antlütze spîeten*).<sup>482</sup> Diese schwachen Präteritumformen dauern an und werden in der Schriftsprache des 16. und 17. Jh. sogar allgemein gebräuchlich. Stieler<sup>483</sup> gibt zum Infinitiv *speyen* sowohl starke (vgl. *spiehe*, *gespiehen*) als auch schwache Formen (vgl. *speyete*, *gespeyete*) an. In der Sprache des 18. Jh. wird das starke Präteritum wieder die Hauptform. Bei Steinbach<sup>484</sup> scheint nur die Form *spiehe* auf, Adelung<sup>485</sup> erklärt die Formen *speyete* und *gespeyete* im Hd. für ungewöhnlich, dennoch gehen sie nicht unter.<sup>486</sup>

Die Häufigkeit der schwachen Formen bzw. die Konstanz der schwachen Bildungsweise in der Geschichte spiegelt sich (möglicherweise) auch in der Umfrage wieder: *Speite* wurde 12-mal gebildet, *spie* 39-mal; des Weiteren wurden je einmal die dem Dialektalen entlehnten bzw. an das Dialektale angeglichenen Formen *spieb* und *speibte* angeführt. 2 Doppelformen kamen ebenfalls vor: *speite/spie* sowie *speite/spieb*. Die schwache Präteritumform wurde von 18 Teilnehmern als (eher) richtig eingestuft, von 20 Teilnehmern als (eher) falsch. Sie wurde auch von der OM-Gruppe mit 5 Nennungen verhältnismäßig öfter gebildet als von der M-Gruppe mit ebenfalls 5 Nennungen. Auch ein Schüler flektierte schwach.

In der Wendung „*Feuer speien*“ wird *speite*<sup>487</sup> bei einer Google-Suche immerhin 359-mal genannt, *spie*<sup>488</sup> 875-mal, d.h., fast ein Drittel der Belege enthält die schwache Form.

## **Spinnen** – *spann* – *gesponnen*

Ahd. *spinnan*, mhd. *spinnen* ist ein altes starkes Verb. Das Präteritum lautet *spann* bzw. *span* (vgl. Stieler<sup>489</sup>), daneben ist, als der täglichen Rede angehörig *sponn* (vgl. Adelung<sup>490</sup>)

<sup>482</sup> Vgl. Pfeiffer (1862), Bd. 1, S. 28.

<sup>483</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 2, Sp. 2082.

<sup>484</sup> Vgl. Steinbach (1734), Bd. 2, S. 624.

<sup>485</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 189.

<sup>486</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 16, Sp. 2074-2076.

<sup>487</sup> <http://www.google.at/search?hl=de&q=%22speite+Feuer%22&meta=>

<sup>488</sup> <http://www.google.at/search?hl=de&q=%22spie+Feuer%22&meta=>

<sup>489</sup> Vgl. Stieler (1968), Bd. 2, Sp. 2090.

verzeichnet. Die 1. Pl. Prät. *spunnen* taucht bei Schottelius<sup>491</sup> und in nd. Dialekten auf. Das Partizip II *gesponnen* wird schon von Luther verwendet. Ganz vereinzelt findet sich die Neigung, das Wort schwach zu beugen, z.B. bei Lohenstein<sup>492</sup> (vgl. *dasz die frommen selten seide spinneten*).<sup>493</sup>

Das Verb wurde in der Umfrage immerhin 12-mal schwach und 41-mal stark gebildet (inkl. einer Doppelform *spann/sponn*), wobei sich die starken Formen auf *spann* (19-mal) und *sponn* (22-mal) verteilen. *Spinnte* wurde von 14 Teilnehmern als (eher) richtig empfunden, von 21 als (eher) falsch. Von der OM-Gruppe wurde die schwache Verbform mit 4 Nennungen verhältnismäßig öfter gebildet als von der M-Gruppe mit ebenfalls 4 Nennungen. Auch 2 Schüler flektierten schwach.

*Spann* ist (z.B. laut Duden) die korrekte Präteritumform, jedoch herrscht, wie man an der hohen Anzahl der Bildung *sponn* sehen kann, sehr große Unsicherheit betreffend die normativ richtige Flexion. Aus Online-Diskussionen ist dies besonders gut zu ersehen: Auf [wer-weiss-was.de](http://wer-weiss-was.de)<sup>494</sup> wird beispielsweise die Frage gestellt, ob es sich bei *sponn* um eine regionale, eine veraltete oder schlicht eine falsche Version handelt. Die folgenden hierauf angeführten Belege deklarieren *sponn* als eine Form des „alltäglichen Gebrauchs“, die weithin geläufiger zu sein scheint als die normativ korrekte Form *spann*:

[Neben *spann* ist], als der täglichen rede angehörig, [*ich sponn*] verzeichnet<sup>495</sup>

Mein Sprachgefühl sagt definitiv *sponn* - obwohl [es] geschrieben [...] seltsam aus[sieht]<sup>496</sup>

*sponn* hört sich in meinen Ohren zwar richtig an, aber ich glaube, dass es *spann* heißen müsste.<sup>497</sup>

ich spann, ich habe gesponnen ist die starke Beugung [...]. Dies und nichts anderes. [...] Mir kam es vor als wäre es: [...] *sponn*, gesponnen. Ich hab mein Lebtage noch nicht "spann" gehört.<sup>498</sup>

### ***Trügen – trog – getrogen***

Das Verb ahd. *triugan*, mhd. *triegen* „die Sinne täuschen, betrügen“ kommt innerhalb des Germ. nur im Deutschen vor. Dieser Gebrauch ist etwa vom 18. Jh. ab fast ausschließlich nur noch in der Poesie möglich. Die Reihe *triegen – treugst – treugt* gilt im 16. und bis zum Ende des 17. Jh. überwiegend. Eine Ausnahme machen nur diejenigen obd. Gebiete, die im Infinitiv sowie in der 2., 3. Präs. -ü- aus altem bewahrten -iu- haben, da sie die nhd. Diph-

---

<sup>490</sup> Vgl. Adelung (1811), Sp. 210.

<sup>491</sup> Vgl. Schottelius (1967), S. 597.

<sup>492</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 16, Sp. 2515.

<sup>493</sup> Vgl. Lohenstein (1973), Bd. 1, S. 79.

<sup>494</sup> Vgl. <http://www.wer-weiss-was.de/theme143/article3857836.html>

<sup>495</sup> Grimm (1854-1960), Bd. 16, Sp. 2515.

<sup>496</sup> <http://www.schreibwerkstatt.de/rechtschreibung-grammatik-ausdruck-t45-90.html>

<sup>497</sup> <http://www.kurzgeschichten.de/vb/archive/index.php?t-919.html>

<sup>498</sup> <http://www.wer-weiss-was.de/theme143/article3857236.html>

thongierung nicht mitmachen. In den Gebieten, die *triegen – treugst – treugt* haben, kommen in der 2. Hälfte des 17. Jh. 2 verschiedene Tendenzen auf. Entweder wird überall *-ie-* durchgeführt oder *-ü-*. Das 18. Jh. bevorzugt weithin die *ie*-Formen. Im 19. Jh. siegt schließlich die *ü*-Form. Nach Goethe, der in der 2. Hälfte seines Lebens die *ie*-Formen bevorzugt, hält Jacob Grimm an der historisch richtigen, darum seiner Meinung nach „besseren“ Form fest. Die Formen *treugst* und *treugt* verschwinden im 18. Jh. schnell. Dann leben die altertümlichen Formen nur noch in Bibel- und Kirchsprache weiter. Ein schwaches Präteritum ist ganz selten<sup>499</sup> (vgl. *trügte* bei Zachariä).<sup>500</sup>

Das Verb wurde in der Umfrage 21-mal schwach gebildet, und 25-mal stark. Allerdings entfallen auf die starken Formen neben 16 Nennungen *trog* auch 9 normativ inkorrekte Formen *trug*. Die Tendenz zur schwachen Bildungsweise ist hier schon sehr stark ausgeprägt. Die schwache Form wurde von 20 Teilnehmern als (eher) richtig akzeptiert. Nur 15 Personen bewerteten die schwache Form als (eher) falsch. Von der M-Gruppe wurde das Verb mit 4 Nennungen verhältnismäßig öfter schwach flektiert als von der OM-Gruppe mit bloß einer Nennung.

## 8. Zusammenfassung und Fazit

Ausgangspunkt für diese Arbeit war folgende Frage: Befinden sich die normativ heute noch ausschließlich starken Verben (vgl. *trügen*), für welche Bittner vor mehr als 10 Jahren den Übergang zur schwachen Flexion „prophezeit“ hat, tatsächlich im Wandel?

Um vielleicht eine Antwort auf diese Frage zu finden, wurde eine Umfrage gestartet, in welcher einerseits die Präteritumformen zu einigen der „Bittner-Verben“ gebildet und andererseits die normativ inkorrekten schwachen Präteritumformen dieser Verben auf einer Skala von 1-6 als „eher richtig“ oder „eher falsch“ beurteilt werden sollten. In diesem Zusammenhang spielte dann auch folgender Punkt eine bedeutsame Rolle: Könnte der Übergang von stark zu schwach schon wesentlich weiter vorangeschritten sein, wäre da nicht der hemmende Faktor „Norm“ und damit in Verbindung stehend das „konservative Denken“? Ausgehend davon habe ich versucht, mich diesem Thema anzunähern, und dabei unterschiedlichste Bereiche gestreift.

Bereits bei der Besprechung der Bildungsweise diverser Verbtypen ist eines ganz offensichtlich: Begriffsbestimmungen sind nicht einfach, da die Terminologie nicht einheitlich ist. Um einen Einblick in diese Problematik zu geben, wurden die Kategorisierungen von fünf Grammatiken miteinander verglichen, welche auch als Quellen für den Vergleich der Verbformen dienten. Es handelte sich hierbei um die Grammatiken von Engel, Götze, Griesbach, Jude und Duden (1998/2006). Verben, welche bei einem Autor „stark“ sind, sind bei einem

---

<sup>499</sup> Vgl. Grimm (1854-1960), Bd. 22, Sp. 1260-1261.

<sup>500</sup> Vgl. Zachariä (1963), S. 169.

anderen „unregelmäßig“ (vgl. Götze) oder „gemischt“ (vgl. Griesbach u.a.). Schwache Verben werden oft auch als „regelmäßig“ bezeichnet. Im Duden 2006 findet sich sogar eine Klassifizierung, in der „schwache regelmäßige“ und „schwache unregelmäßige“ Verben unterschieden werden. Die einzelnen Gruppen stimmen zwar in ihrem Bestand meist nicht vollkommen überein, überschneiden sich jedoch stark.

Des Weiteren wurden Grundbegriffe der Morphologie sowie des Sprachwandels vorgestellt, um auf diese Weise Grundvoraussetzungen für ein besseres Verständnis der diachronen Entwicklung zu schaffen. Hier kam es zu einer näheren Betrachtung der diversen Flexionsregeln sowie der Typen von morphologischen Veränderungen. Schließlich wurden die Stadien angeführt, welche eine neue Form durchläuft, bevor sie in den allgemeinen Gebrauch übergeht. Bei der darauf folgenden Erörterung der Entwicklung vom Syntagma zur Suppletion wurde auch besprochen, welche Funktion suppletive, d.h. sehr unregelmäßige, häufig gebrauchte Formen haben und wodurch ihr partielles Fortbestehen gesichert wird. Im Anschluss an Sprachwandel und Morphologie wurde der Begriff *Natürlichkeit* genauer unter die Lupe genommen. Dabei erfuhren Entstehung und Entwicklung der Natürlichkeitstheorie sowie ihre Komponenten eine nähere Betrachtung.

Mayerthaler beispielsweise, der Pionier auf morphologischer Ebene, formulierte systemunabhängige Natürlichkeitsgesetze. Formen sind dann „natürlich“, wenn sie folgende Kriterien erfüllen:

- a) Uniformität: Die Form entspricht der Funktion (vgl. monofunktionale Flexive).
- b) Transparenz: Die Bildungsweise ist durchsichtig.
- c) Phonetische und konstruktive Ikonizität: Ein semantisches Mehr entspricht einem formalen Mehr (vgl. Präteritum der schwachen Verben).

Für Wurzel, der sich bei seinen Überlegungen auf Mayerthalers Thesen bezieht, sind morphologische Prozesse und Eigenschaften dann natürlich, wenn sie den systembezogenen Prinzipien „Systemangemessenheit“ und „Flexionsklassenstabilität“ entsprechen. Schwache Verben sind beispielsweise systemangemessener, da sie einheitlicher aufgebaut sind und auch quantitativ überwiegen; ihre Flexionsklasse ist stabiler (und somit größer) als jene der starken Verben und nimmt daher überwechselnde Verben auf. Diese zwei Prinzipien sind laut Wurzel von größerer Bedeutung als die systemunabhängigen.

In der geschichtlichen Darstellung der Entwicklung des Verbsystems vom Idg. bis zum Nhd. wurden schließlich nicht nur wichtige phonologische Veränderungen, sondern auch das Verhältnis „stark/schwach“ in den einzelnen Epochen besprochen. Außerdem wurde näher auf die strukturellen Veränderungen eingegangen, welchen das Ablautsystem im Laufe der Jahrhunderte unterworfen war. Vor allem auf Grund der phonologischen Endsilbenneutralisation sowie vieler vokalischer Veränderungen mit Einfluss auf den Ablaut hat sich die Zahl der

Ablautreihen bzw. -strukturen bis heute stark erhöht. Je nachdem, welche Kriterien angesetzt werden, kann zwischen unterschiedlich vielen Ablautreihen differenziert werden. Bittner geht heute von mindestens 50 aus. Gewisse Regularitäten zeigen sich in diesen Ablautreihen immer noch, es gibt jedoch auch viele Ausnahmen, sodass fraglich ist, wie sinnvoll das Ablautsystem als Regelsystem heute noch ist (vgl. Bittner, Augst u.a.).

Idg. und germ. werden sechs Ablautklassen unterschieden mit den Vokalvarianten idg. *e/o* (1-5), *a/ô* (6) und germ. *e/a*. Die 7. germ. Klasse der reduplizierenden Verben fällt im Ahd. mit der 6. Klasse zusammen, da die Reduplikation nicht mehr produktiv ist und der Vokalwechsel daher als Ablaut verstanden wurde. Die Akzentvarianten gehen zum Ahd. hin verloren, die Stammsilbe wird betont. Die schwachen Klassen bilden sich in der ältesten belegten germ. Sprache, dem Got. heraus. Unterschieden werden *jan-*, *nan-*, *ôn-* und *an-* Verben. Diese sind von anderen Verben, Substantiven und Adjektiven abgeleitet.

Im Ahd. existieren noch drei schwache Klassen: Die *ôn*-Klasse, die *ên*-Klasse und die *jan*-Klasse. Eine der drei Untergruppen der *jan*-Klasse ist die der heutigen Rückumlautverben. Es handelt sich hierbei um lang- und mehrsilbige Verben mit Wurzelsilbenvokalwechsel bzw. Rückumlaut (vgl. germ. *brannjan* > ahd. *brennen*, *brannida* > *branta*). Der Bindevokal *-i-* geht im Präteritum verloren, bevor der den Primärumlaut (*a* > *e* vor *j* der Folgesilbe) bewirken konnte. Vor allem der Primärumlaut sowie der Wechsel von *e* zu *i* im gesamten Sg. Präs. führen zu drei Varianten der Formenbildung des Präsens:

- a) durchgehender Infinitivvokal wie bei den schwachen Verben
- b) Vokalopposition zwischen Sg. und Pl. Präs. (vgl. *ich hilfe* – *wir helfen*)
- c) Vokalopposition zwischen 2., 3. Sg. Präs. und 1. Sg. sowie Pl. Präs. (vgl. *var* – *verst* – *vert* – *varn*)

Zu ahd. Zeit gibt es laut Augst 2440 schwache, 20 unregelmäßige bzw. gemischte und 349 starke Verben. Im Mhd. sind 41 dieser starken Verben untergegangen, 8 sind schwach geworden. 19 schwache Verben des Ahd. treten wiederum als stark auf (vgl. *nîden*), des Weiteren gibt es 20 neue starke Verben (vgl. *glimmen*).

Bis zum Mhd. werden alle umlautbaren Vokale vor *-i-* und *-j-* der Folgesilbe durch den Sekundärumlaut umgelautet. Die anhaltende phonologische Neutralisation der unbetonten Endsilbenvokale führt einerseits zur Vereinheitlichung der Infinitivendungen (> *-en*), was die phonologischen Bedingungen, welche den Sekundärumlaut bewirken (würden), wiederum tilgt und andererseits zur Vereinheitlichung der Distinktionen in den Ind. und Konj. Präs.-Suffixen der starken und schwachen Verben, welche sich nur noch durch den auslautenden Dental der 3. Sg./Pl. unterscheiden. Die phonologische Neutralisation bewirkt des Weiteren die Aufhebung der Distinktionen zwischen Ind. und Konj. Prät. bei den schwachen Verben; bei den starken Verben nur partiell, da diese durch Umlaut gekennzeichnet sind, welcher nun

anstelle der Endungen die Konjunktivsymbolisierung leistet. Im Präsens der schwachen Verben wird die Endung der 1. Sg. *-n* (vgl. *suoche* vs. *salben*) beseitigt, indem der Marker *-e* auch auf die Verben mit *-n* übertragen wird. Das Suffix *-en* dient nun auch als eindeutiger Pluralmarker (vgl. *ich salbe* – *wir salben*).

Hinsichtlich der Präteritumkennzeichnung der schwachen Verben können drei Typen unterschieden werden: Verben mit Rückumlaut, Verben ohne Bindevokal (vgl. *suochen* – *suochte*) und Verben mit Bindevokal (vgl. *salben* – *salbete*). Der Bindevokal schwindet durch Synkope in unbetonter Silbe allmählich. Die Klasse der schwachen Verben ist im Mhd. laut Bittner immer noch nicht einheitlich und deshalb gibt es auch noch Übergänge von schwachen Verben zu starken.

Vom Mhd. bis zum Nhd. verringern sich die starken Verben um 50 %. 119 starke mhd. Verben sind im Nhd. untergegangen. Demgegenüber gibt es 54 starke mhd. Verben, die im Nhd. ausschließlich schwach flektieren (vgl. *niesen*, *bellen*). Es gibt überhaupt keine Neu- oder Rückbildungen mehr. Nur 3 Verben, nämlich *weisen*, *preisen* und *einladen*, werden im Laufe des 15. und 16. Jh. stark.

Folgende phonologische Prozesse sind für die Entwicklungen im Frnhd. relevant:

- a) Diphthongierung der mhd. Langvokale (vgl.  $\hat{i} > ei$ ,  $\hat{u} > au$  und  $\ddot{u} > äu$ )
- b) Monophthongierung der mhd. Diphthonge (vgl.  $ie > \hat{i}$ ,  $uo > \hat{u}$ ,  $üe > \ddot{u}$ )
- c) Dehnung von kurzen Vokalen in offener Silbe, die zum Zusammenfall mit den neuen Monophthongen führt und größtenteils verantwortlich ist für die weitere Zersplitterung des Ablautsystems zum Nhd. hin.
- d) Kürzung von Langvokalen vor Konsonantenverbindungen (vgl. *gieng* > *ging*)
- e) Apokope, die zum Zusammenfall der 3. Sg. Präs./Prät. bei den schwachen Verben führt (vgl. *er redet* – *er redet* < *redete*) und als eine der Ursachen für den obd. Präteritumschwund gilt
- f) Synkope von unbetontem *-e-*, besonders in der 2., 3. Sg., der 2. Pl. und im gesamten Präteritum der schwachen Verben (vgl. *sagete* > *sagte*)

Im Konj. Präs. wird unbetontes *-e-* nicht synkopiert, wodurch sich Ind. und Konj. Präs. nur noch in diesen Personen (2./3. Sg, 2. Pl.) unterscheiden, da es auch in der 3. Pl. mittlerweile eine einheitliche Endung (*-en* statt mhd. *-ent*) gibt.

Bereits in der Frühzeit des Frnhd. wird die Bildung der 2. Sg. Prät. der starken Verben an das Muster der schwachen Verben angeglichen (vgl. *du sliefe* > *du slief(e)st*). Danach wird der ursprüngliche Pluralvokal an den Vokal der 1., 3. Sg. Prät. angeglichen (vgl. mhd. *du bünde* > nhd. *du band(e)st*). Die neue Ablautkonstellation Sg. vs. Pl. Prät. ist weniger komplex. Außerdem verschwindet die formale Übereinstimmung mit der 1., 3. Sg. Konj. Prät. Dieser Ausgleich ist ein wesentlicher Schritt zum Präteritalausgleich und entbindet den Ab-



laut von der Funktion der Symbolisierung der Person. Die überwiegenden Anzahl der schwachen Verben und die im Präteritum nicht umlautbaren starken Verben unterscheiden sich (u.a. durch die Entwicklung des *st*-Suffixes) nur noch in der 1. und 3. Sg. Konj., anders als die Konjunktivformen der starken durch Umlaut markierten Verben.

Die Anzahl der Distinktionsmuster wird bei den ablautenden Verben von 3 auf 2 verringert, da die Sprecher bei den Verben der Ablautreihen 3b, 4 und 5 den *e/i*-Wechsel in der 1. Sg. Präs. aufgeben und bei den Verben der 2. Ablautreihe den *ie/iu*-Wechsel im gesamten Sg. Präs. Es bleiben Verben mit Vokalveränderung in der 2., 3. Sg. Präs. neben Verben mit einheitlichem Stammvokal im Infinitiv und Sg., Pl. Präs. stehen.

Beim Präteritalausgleich wird der ahd./mhd. qualitative oder quantitative Ablaut im Präteritum der starken Verben aus den Ablautreihen 1-5 zugunsten eines eindeutigen Präteritumvokals ausgeglichen. Dieser Prozess bewirkt eine Reduzierung der Numerusdistinktion und zugleich eine schärfere Profilierung der Tempusinformation. Im Mhd. und Ahd. hat der nur in der 1. und 3. Sg. aufscheinende Ablaut nämlich noch keine tempusdifferenzierende Funktion. Laut Moser/Stopp ist der eigentliche (außersprachliche) Grund für den Ausgleich das Aussterben des einfachen Präteritums in der gesprochenen Sprache. Meist wird entweder in Richtung des Pluralvokals ausgeglichen, wobei das Distinktionsmuster der schwachen Verben Präs. ≠ Prät. = Part. II den Vorzug erhält oder in Richtung des Singularvokals.

Ab dem 13. Jh. wird in der 4. und 5. Ablautreihe der quantitative Ablaut durch Anpassung des kurzen Vokals *-a-* der 1., 3. Sg. an das lange *-a-* des Plurals beseitigt (vgl. *nam – nâmen* > *nahm – nahmen*). Der Ausgleich ist im 16. Jh. abgeschlossen. Seit dem Beginn des 15. Jh. erfolgt der Präteritalausgleich bei den Verben der 2. Ablautreihe (vgl. *bieten: bôt – buten* > *bot – boten*). Schon im 16. Jh. hat sich die Angleichung des Pluralvokals an das singularische *-o-* vollzogen. Seit Mitte des 15. Jh. beginnt der Präteritalausgleich auch bei den Verben der 1. Ablautreihe. In der 1. Hälfte des 17. Jh. ist der Ausgleich usuell (vgl. *greifen: greif – griffen* > *griff – griffen*, *leihen: lêh – lihen* > *lieh – liehen*). Der eigentliche Ausgleichsprozess bei den Verben der Ablautreihen 3b und 3a beginnt erst Ende des 15. Jh. bzw. im 17. Jh. und erstreckt sich bis ins 18. Jh. In Ablautreihe 3a findet die erwartbare Durchsetzung des Pluralvokals nicht statt (vgl. *binden: band – bunden – gebunden* > *band – banden – gebunden*). In Ablautreihe 3b ist die systemunabhängig motivierte Durchsetzung des Singularvokals *-a-* erwartbar (vgl. *helfen: half – hulfen* – > *half – halfen*). Bei einigen starken Verben dauert der Ausgleichsprozess bis zum Ende des 19. Jh. Obd. *hub* (zu *heben*) ist ebenso wie *drasch* und *schwur* noch Ende des 18. Jh. gut belegt. Zu Beginn des Nhd. hat sich in beiden Teilklassen der Singularvokal *-a-* durchgesetzt; nur *schinden* (das einzige Verb mit pluralischem *-u-* im Präteritum) und sieben Verben mit *-o-* im Präteritum und Partizip II bleiben bestehen.

Als besonders produktiv erweist sich beim Wechsel von Verben in andere Ablautreihen das Muster  $V - o - o$ , welches in der gesamten 2. Ablautreihe auftritt. Gestützt durch den Prozess  $u > o$  und die Häufigkeit des Stammvokals  $-o-$  im Partizip II hat sich das Muster  $o - o$  bei meist seltenen Verben anderer Reihen durchgesetzt (vgl. *glimmen, melken, fechten, flechten, schwören, pflegen, weben, gären* u.a.). Vom 13.-17. Jh. wechseln einige Verben mit dem Stammvokal mhd.  $-i-$  (vgl. *glichen, knifen, prisen*) von der schwachen in die mhd. größte 1. Ablautreihe über, da sie für Verben mit dieser Struktur die normale Klasse darstellt. Die schwachen Verben *stecken, dingen, schinden* werden stark, *stecken* lediglich im Präteritum. Die Klassen von Verben (Typ *beißen, binden, helfen*), welche im Ahd. und Mhd. die größten Zugewinne verbuchen konnten, haben die größten Verluste, da diese auf Grund phonologischer Veränderungen von Flexionsklassen abgespalten wurden und neue Klassen bildeten bzw. zu anderen übergingen.

In weiterer Folge wurde genauer auf die Frage der aktuellen Entwicklung von starken zu schwachen Verben eingegangen und in diesem Zusammenhang die Gebrauchsfrequenz der absoluten Häufigkeit gegenübergestellt bzw. die Perspektiven Augsts denen Bittners. Laut Bittner ist die absolute Häufigkeit das dominante Kriterium dafür, wie sich die Verben im Laufe der Zeit entwickeln. Ca. 4000 schwache stehen ca. 200 starken Verben gegenüber. Die schwachen Verben sind produktiver und deshalb „natürlicher“ als die starken bzw. die „Natürlichkeit“ der schwachen Verben bedingt die höhere Produktivität. Laut Augst dominiert das Kriterium der Gebrauchshäufigkeit. Die starken Verben werden wesentlich häufiger gebraucht als die schwachen; außerdem haben sich die starken Verben des Grundwortschatzes vom Ahd. zum Nhd. nur um 9 % verringert. Die starken Verben insgesamt aber hatten einen Verlust von 52 %. Gründe für die größere „Natürlichkeit“ des schwachen Bildungstyps werden hier ebenfalls angeführt (vgl. Wurzel, Bittner u.a.). Die schwachen Verben werden beispielsweise viel früher erlernt als die starken. Außerdem sind alle neugebildeten und auch entlehnten Verben schwach.

Bittners Konzept vom gerichteten Übergang der starken Verben zur schwachen Flexion wurde gleich darauf besprochen. Starke Formen werden nicht willkürlich abgebaut, sondern in einer bestimmten Reihenfolge. Zuerst Imperativ, dann 2., 3. Präsens, darauf folgend Präteritum, Konj. Prät. und schließlich Partizip II, welches demnach die letzte Bastion für starkes Flexionsverhalten darstellt. Je nachdem, wie viele starke Merkmale die Verben (noch) besitzen, werden sie von Bittner einer Flexionsklasse von 1.6.-1.0. zugeordnet, wobei sich in 1.6. noch ausschließlich starke Verben befinden, in 1.0. ausschließlich schwache. Die Reihenfolge (von 1.6.-1.0) erklärt sich auch durch diese Entwicklungsrichtung. Als problematisch muss hier sicher angesehen werden, dass bei den Verben selbst für Bittner nicht immer ganz klar ist, welcher Flexionsklasse sie angehören (vgl. *flechten, fechten*), was natürlich mit der Tatsache zusammenhängt, dass sie sich im Abbau befinden.

Im Anschluss an diese Darstellungen kam es zu einer ausführlichen Auseinandersetzung mit der Thematik „Sprachnorm“. In diesem Kontext wurde vor allem die Frage erörtert, wie normative Tendenzen Sprachwandel verzögern. Folgende Punkte rückten hier in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit: 1. die Definition von Sprachnormen sowie die Problematik, solche reflektiert zu begründen; 2. die Entwicklung eines „Sprachfehlers“ zu einer Sprachnorm und die Gründe, welche diese Entwicklung hemmen; 3. das Sprachgefühl als Beurteilungskriterium; 4. Sprachkonservatismus und seine Auswirkungen auf Sprachwandel.

Folgendes kann festgehalten werden: Sprachnormen sind im Rahmen von gewissen Grenzen notwendig (und verbindlich), um die Kommunikationsmöglichkeit zu sichern, jedoch sind sie – wie die Sprache selbst – Veränderungen unterworfen. Diesen Veränderungen sollte nicht entgegengewirkt werden. Wo dies passiert, wird eine neu entstehende potentielle Sprachnorm zu Beginn oft als sprachlicher „Fehler“ klassifiziert. Oftmals scheinen Normen nicht sprachwissenschaftlich begründet zu sein, sondern primär auf althergebrachten Konventionen zu beruhen, die als „gut“, „richtig“, „schön“ angesehen werden und unbewusst wirken. Nicht selten sind soziale Prestigefaktoren und Ästhetik die ausschlaggebenden Bewertungskriterien.

Da im letzten Abschnitt die in Grammatiken behandelten Verbformen miteinander verglichen wurden, habe ich mich auch mit der Frage auseinandergesetzt, ob es heute überhaupt noch einen klaren Unterschied zwischen deskriptiver und präskriptiver Herangehensweise gibt. Wie sich herausstellte, sind die Grenzen mittlerweile fließend. Laut Helbig ist vor allem der Gebrauch von Grammatiken ausschlaggebend, welcher eben normativ oder deskriptiv sein kann. Zur Verzögerung von Sprachwandel trägt auch die Überbewertung der Schriftlichkeit bei, welche ein statisches Sprachbild vorgaukelt, das so nicht existiert.

Im 2. Abschnitt der Umfrage, der hier bereits vorgestellt wurde, spielte das sogenannte „Sprachgefühl“, welches nicht ganz einfach einzuordnen ist, eine große Rolle. Laut Kainz ist das Sprachgefühl nichts anders als eine Art Normempfinden. D.h., es ist kein Gefühl im eigentlichen Sinn, sondern speist sich aus den sprachlichen Erfahrungen einer Person. Deshalb wird auch nicht von allen Autoren der Begriff *Sprachgefühl* verwendet. Andere Termini sind z.B. *linguistic instinct*, *Sprachempfinden* und *Sprachbewusstsein*; denn diese weisen laut Kainz darauf hin, dass es sich um etwas an der Grenze von Wissen und Erkenntnis Liegendes handelt. Das „Sprachgefühl“ bildet sich nicht am idealen Normensystem der Sprache aus, sondern an demjenigen, welches uns vertraut geworden ist. Das sprachliche Normempfinden ändert sich zeitlich und ist nicht nur individuell nach Altersstufen verschieden, sondern auch nach der Gruppenzugehörigkeit sowie Bildung und Begabung, aber auch nach grundsätzlich konservativer oder progressiver Einstellung zu Neuem. Der Begriff *Sprachgefühl* wird aber nicht immer im Sinne von „Normempfinden“ verstanden, wobei unterschiedliche Formen von „Sprachgefühl“ gleichermaßen „Gültigkeit“ besitzen, sondern gilt auch häufig als

Synonym für „richtiges Sprachgefühl“, wobei das alleinige Monopol auf die Bewertung einer Form beansprucht wird.

Anschließend wurde noch das Phänomen des konservativen Denkens erörtert, da es eine bestimmende Rolle beim (verzögerten) Sprachwandel spielt und auch hier das „Sprachgefühl“ zum Tragen kommt. Kraus und Hofmannsthal vertreten Anfang des 20. Jh. konservative Sprachauffassungen, in denen wichtige Schlagworte wie *Bedrohung durch Verfall*, *Gesetz*, *Tradition* und *Ursprung* eine große Rolle spielen. Der Fortschritt ist laut Lübke, einem „rechten Sozialdemokraten“ begründungsbedürftig, nicht die Tradition, denn diese ist „im Ursprung“ schon begründet. Die „richtige“, „schöne“ und „gute“ Sprache kommt aus der Tradition, aus der Erfahrung. Bewahrt soll etwas werden, das als allgemein verbindlich hingestellt wird, ohne es zu sein. Ein wichtiges konservatives Denkmodell ist z.B. Spenglers Kulturzyklentheorie, in der die Sprachentwicklung der Kulturentwicklung gegenübergestellt wird. Genauso wie (eine) Kultur wächst die Sprache, erreicht ihre Blütezeit und verfällt schließlich notwendig. Als problematisch wird in diesem Kontext auch angesehen, dass die Sprachen immer mehr von Mechanismen anstatt von den Sinnen bestimmt werden, worin sich eine Ablehnung gegenüber der „modernen, technisierten“ Welt spiegelt. Sprache wird zum Symbol für das Menschliche. Laut Gehlen muss der Mensch, welcher das instinktgebundene Verhalten des Tieres verloren hat, nun die fehlende natürliche Umwelt durch eine künstliche, symbolische ersetzen, nämlich die Sprache. Durch die Betonung des Naturgegebenen wird laut Schrodts die Unveränderlichkeit der Sprache pseudorational begründet.

Im letzten Abschnitt wurden all jene Verben erfasst, die gegenwärtig Doppelformen besitzen, d.h. im Präteritum und/oder im Partizip II. Konjunktiv- und Präsensformen erfuhren dabei nur marginale Berücksichtigung. Es kam des Weiteren zu einer Besprechung der Umfrageergebnisse bei den einzelnen Verben, welche schon zuvor tabellarisch erfasst worden waren. Auch das Phänomen des Präteritumschwundes wurde anfangs kurz vorgestellt, da die Umfrageteilnehmer mehrheitlich aus dem obd. Raum stammen, wo in der gesprochenen Sprache (bis auf *war*) kein Präteritum mehr verwendet wird. Doch auch wenn die gesprochene Sprache nicht als Bezugsgröße dienen kann, so vermag es doch die geschriebene. In den Ergebnissen hat sich auch gezeigt, dass der Präteritumschwund offensichtlich keine großen Auswirkungen auf die gebildeten Verbformen hatte. Bei einigen Verben wurden sehr viele schwache Präteritumformen gebildet (vgl. *trügen*: 21 von 46, *schwören*: 19 von 54, *sinnen*: 15 von 51), bei vielen anderen auch nicht (vgl. *reiten*, *schwingen*: jeweils 2 von 52). Die starken Präteritumformen dieser laut Bittner im Übergang befindlichen starken Verben sind nach wie vor sehr präsent in den Köpfen der Menschen. Dass es aber eine Tendenz Richtung schwach gibt bzw. das Gefühl für die normativ korrekte Bildung der starken Formen einiger oft auch ungebräuchlicher Verben allmählich abhanden kommt, kann anhand der Zahlen auf jeden Fall konstatiert werden. Schwache inkorrekte Formen wurden in der Tendenz doch etwas häufiger von Personen mit geringerem Bildungsstatus genannt, wie aus

den Notizen bei den einzelnen Verben zu ersehen ist. Allerdings ist die Umfrage auf Grund der niedrigen Teilnehmerzahl natürlich nicht repräsentativ, und da die Differenzen im Großen und Ganzen nicht auffällig sind, kann und soll hier auch keine eindeutige Aussage dazu gemacht werden. Tendenziell ist die Akzeptanz der schwachen normativ inkorrekten Formen fast immer höher als die Anzahl der gebildeten schwachen Formen, wie anhand der Tabelle in Abschnitt 7.3. gezeigt wurde. *Leih*te wurde z.B. nur 4-mal gebildet und erhielt trotzdem von 17 Teilnehmern (hohen) Zuspruch; d.h., sie bewerteten die Form als „richtig“ (1) bzw. „eher richtig“ (2). Bei den Grammatiken, welche zum Vergleich herangezogen wurden, bin ich kurz darauf eingegangen, ob diese eher normativen oder deskriptiven Charakter besitzen, weil dies doch einen Einfluss auf die darin befindlichen Verbformen hätte haben können. Wie sich aber herausstellte, schien dies nicht der Fall zu sein. Einerseits gibt es kaum noch aktuelle Grammatiken, die sich als strikt normativ oder deskriptiv bezeichnen, andererseits spiegeln sich die in den Vorworten abgegebenen „Statements“ zum Charakter meist nicht in den aufgelisteten Verbformen wider. Was auf alle Fälle durch den Vergleich der Grammatiken bestätigt werden konnte, ist, dass zu einem großen Anteil noch ältere Formen angeführt werden, die nicht mehr gebräuchlich sind, aber kaum neue, die sich im Aufwind befinden (vgl. *gliss*, *rieh*, *schnob* meist noch, aber *schwörte* z.B. selten).

## 9. Literaturverzeichnis

Aichinger, Carl-Friedrich: Versuch einer teutschen Sprachlehre. Reprograf. Nachdr. d. Ausg. Wien 1754. Hildesheim: Olms 1972.

Augst, Gerhard: Sprachnorm und Sprachwandel. Vier Projekte zu diachroner Sprachbetrachtung. Wiesbaden: Akad. Verl.-Ges. Athenaion 1977. (Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft 7)

Augst, Gerhard: Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen: Narr 1975. (Forschungsberichte/Institut für deutsche Sprache, Mannheim 25)

Back, Otto (Bearb.): Österreichisches Wörterbuch. Auf der Grundlage des amtlichen Regelwerks. Wien: öbv & hpt <sup>40</sup>2006.

Bammesberger, Alfred: Der Aufbau des germanischen Verbalsystems. Heidelberg: Winter 1986.

Bartsch, Renate / Vennemann, Theo: Grundzüge der Sprachtheorie. Eine linguistische Einführung. Tübingen: Niemeyer 1982.

Bittner, Andreas: Starke "schwache" Verben – schwache "starke" Verben. Deutsche Verbflexion und Natürlichkeit. Tübingen: Narr, Stauffenburg-Verlag 1996. (Studien zur deutschen Grammatik 51)

Bittner, Andreas / Köpcke, Klaus-Michael: Sprachwandel- oder Verlotterungsprozesse – Versuch einer Versachlichung. In: Denkler, Markus / Günthner, Susanne (Hg.): Frischwärts und unkaputtbar. Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen. Münster: Aschendorffverlag 2008, S. 59-81.

Blatz, Friedrich. Neuhochdeutsche Grammatik. Band 1: Einleitung, Lautlehre, Wortlehre. Reprogr. Nachdr. d. 3., völlig Neubearb. Aufl. Hildesheim: Olms 1970.

Bußmann, Hadumod (Hg.): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart: Kröner <sup>4</sup>2008.

Campe, Joachim Heinrich: Wörterbuch der deutschen Sprache. Reprogr. Nachdr. der Ausg. Braunschweig 1807-1813. Hildesheim: Olms 1970.

Clajus, Johannes: Die Deutsche Grammatik des Johannes Clajus. Nach dem ältesten Druck von 1578 mit den Varianten der übrigen Ausgaben. Hg. von Friedrich Weidling. Strassburg: Trübner 1894.

Dal, Ingerid: Zur Frage des süddeutschen Präteritumschwundes. In: Indogermanica. Festschrift für Wolfgang Krause zum 65. Geburtstag am 18. September 1960. Heidelberg: Winter 1960, S. 1-7.

Danneil, Johann Friedrich: Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart. Unveränd. Neudr. d. Ausg. von 1859. Schaan: Sändig 1982.

Debrunner, Albert: Das Gefühl für grammatische Gesetze. In: Actes du deuxième congrès international de linguistes, Genève 25-29 août 1931. Paris: Adrien Maisonneuve 1933, S. 155-156.

Denkler, Markus / Meer, Dorothee: Die deutsche Sprache baumelt völlig orientierungslos vor sich hin. Die „Verlotterung“ der deutschen Sprache und die Sprachwissenschaft. In: Denkler, Markus/Günthner, Susanne (Hg.): Frischwärts und unkaputtbar. Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen. Münster: Aschendorffverlag 2008, S. 13-37.

Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hg. von der Dudenredaktion. Bearb. von Peter Eisenberg. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag <sup>6</sup>1998.

Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hg. von der Dudenredaktion. Bearb. von Kathrin Kunkel-Razum. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag <sup>7</sup>2006.

Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hg. von der Dudenredaktion. Bearb. von Paul Grebe. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich. Dudenverlag <sup>3</sup>1973.

Duden. Deutsches Universalwörterbuch. Hg. von der Dudenredaktion. Bearb. von Kathrin Kunkel-Razum. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich. Dudenverlag <sup>6</sup>2007.

Duden – richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. Bearb. von Peter Eisenberg. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich. Dudenverlag <sup>6</sup>2007.

Drosdowski, Günther / Henne, Helmut: Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache. In: Althaus, Peter (Hg.): Lexikon der germanistischen Linguistik. Band 3. Tübingen: Niemeyer <sup>2</sup>1980, S. 619-632.

Eduard, Engel: Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig. Leipzig: Hesse & Becker 1918.

Engel, Ulrich: Deutsche Grammatik. Heidelberg: Groos <sup>3</sup>1996.

Fischart, Johann: Geschichtklitterung (Gargantua). Text der Ausg. letzter Hand von 1590 mit einem Glossar. Unveränd. reprograf. Nachdr. der Ausg. Düsseldorf. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1967.

Fleischer, Wolfgang (Hg.): Kleine Enzyklopädie, deutsche Sprache. Frankfurt am Main, Wien: Lang 2001.

Frei, Gertrud: Walserdeutsch in Saley. Wortinhaltliche Untersuchung zu Mundart und Welt-sicht der altertümlichen Siedlung Salecchio/Saley. Stuttgart: Haupt 1970.

Frisch, Johann Leonhard: Teutsch-Lateinisches Wörter-Buch. 2 Bände in 1 Band. Nachdr. d. Ausg. Berlin 1741. Hildesheim: Olms 1977.

Gehlen, Arnold: Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Wiesbaden: Aula<sup>13</sup>1986.

Gehlen, Arnold: Anthropologische Forschung. Reinbek: Rowohlt 1961.

Genzmer, Herbert: Deutsche Grammatik. Frankfurt am Main: Insel-Verlag 1995.

Gersbach, Bernhard: Die Vergangenheitstempora in oberdeutscher gesprochener Sprache. Formen, Vorkommen und Funktionen untersucht an Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg, Bayrisch-Schwaben und Vorarlberg. Tübingen: Niemeyer 1982. (Idiomatologica 9)

Gottsched, Johann Christoph: Ausgewählte Werke. Hg. von Joachim Birke. Bearb. von Herbert Penzl. Band 8: Deutsche Sprachkunst. Berlin: de Gruyter 1978.

Götz, Dieter (Hg.): Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Berlin u.a.: Langenscheidt 2003.

Götze, Lutz: Grammatik der deutschen Sprache. Sprachsystem und Sprachgebrauch. Gütersloh: Bertelsmann-Lexikon-Verlag 1993.

Griesbach, Heinz: Neue deutsche Grammatik. Berlin, Wien [u.a.]: Langenscheidt 1986.

Grimm, Jacob: Reden und Abhandlungen. Band 1: Kleinere Schriften. Berlin: Dümmler 1864.

Grosse, Siegfried: Morphologie des Mittelhochdeutschen. In: Besch, Werner (Hg.): Sprachgeschichte: Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin, New York: de Gruyter 2000, S. 1332-1340.



Helbig, Gerhard / Buscha, Joachim: Leitfaden der deutschen Grammatik. Leipzig: Verlag Enzyklopädie <sup>7</sup>1992.

Helbig, Gerhard: Deskription, Regel und Norm in der Grammatikschreibung. In: Peyer, Ann (Hg.): Norm, Moral und Didaktik. Die Linguistik und ihre Schmuddelkinder. Eine Aufforderung zur Diskussion. Tübingen: Niemeyer 1996, S. 97-115.

Herder, Johann Gottfried: Herder und die Anthropologie der Aufklärung. Hg. von Wolfgang Pross. München: Hanser 1987.

Heringer, Hans Jürgen: Morphologie. Paderborn: Fink 2009.

Jörg, Ruth: Untersuchungen zum Schwund des Präteritums im Schweizerdeutschen. Basel: Francke 1976. (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 52).

Jude, Wilhelm K.: Deutsche Grammatik. Braunschweig: Westermann <sup>16</sup>1975.

Juhász, János: Die sprachliche Norm. Budapest 1985. (Budapester Beiträge zur Germanistik 14)

Jung, Walter: Grammatik der deutschen Sprache. Bearb. von Günter Starke. Mannheim u.a.: Bibliographisches Institut <sup>10</sup>1990.

Kaiblinger, Philipp: Ursache des Präteritumverfalls im Deutschen. In: Theutonista 6 (1929/30), S. 269-278.

Kainz, Friedrich: Psychologie der Sprache. Band 4: Spezielle Sprachpsychologie. Stuttgart: Enke 1956.

Kern, Peter C. / Zutt, Herta: Geschichte des deutschen Flexionssystems. Tübingen: Niemeyer 1977. (Germanistische Arbeitshefte 22)

Köpcke, Klaus-Michael: Prototypisch starke und schwache Verben der deutschen Gegenwartssprache. In: Butt, Matthias / Fuhrhop, Nanna (Hg.): Variation und Stabilität in der Wortstruktur. Hildesheim, Zürich, New York: Olms 1999. (Germanistische Linguistik 141/142), S. 45-60.

Kubczak, Jacqueline / Mösch, Matthias: Gewinkt oder gewunken? – Schwache oder starke Flexion? Kurzfassung der Informationseinheit in "Grammatik in Fragen und Antworten". In: Sprachreport 1 (2008), S. 28-30.

Lamprechts Alexander. Gedicht des zwölften Jahrhunderts. Reprograf. Nachdr. d. Ausg. Frankfurt am Main 1850. Hildesheim [u.a.]: Olms 1971.

Lang, Wilhelm: Probleme der allgemeinen Sprachtheorie. Eine Einführung. Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1969. (Klett Studienbücher)

Lehmann, Winfred P.: Einführung in die historische Linguistik. Heidelberg: Winter 1969.

Lexer, Matthias von: Matthias Lexers mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. 2. Nachdr. der 3. Aufl. Stuttgart: Hirzel 1992

Lindener, Michael: Rastbüchlein und Katzipori. Hg. von Kyra Heidemann. Bern, Wien [u.a.]: Lang 1991.

Lindgren, Kaj B.: Über den oberdeutschen Präteritumschwund. Helsinki 1957. (Annales Academiae Scientiarum Fennicae: Series B. 112, 1)

Lohenstein, Daniel Casper von: Großmüthiger Feldherr Arminius. Hg. von Elida Maria Szarota. Buch 2. Fak.-dr. nach d. Ausg. von 1690. Bern [u.a.]: Lang 1973.

Lüdtke, Helmuth: Grammatischer Wandel. In: Ammon, Ulrich (Hg.): Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language and Society. Band 2. Berlin, New York: de Gruyter 1988, S. 1632-1642.

Mattheier, Klaus J.: Allgemeine Aspekte einer Theorie des Sprachwandels. In: Besch, Werner (Hg.): Sprachgeschichte: Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin, New York: de Gruyter 2000, S. 824-836.

Mattheier, Klaus J.: Das Verhältnis von sozialem und sprachlichem Wandel. In: Ammon, Ulrich (Hg.): Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language and Society. Band 2. Berlin, New York: de Gruyter 1988, S. 1430-1452.

Matthias, Theodor: Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten der deutschen Sprache. Leipzig: Brandstetter 1921.

Mayerthaler, Willi: Morphologische Natürlichkeit. Wiesbaden: Akad. Verl.-Ges. Athenaion 1981. (Linguistische Forschungen 28)

Meier, Helmut: Deutsche Sprachstatistik. Band 2: Relative Häufigkeitswerte zu den 512 häufigsten deutschen Wortformen. Hildesheim: Olms 1978.

Muthmann, Gustav: Doppelformen in der deutschen Sprache der Gegenwart. Studie zu den Varianten in Aussprache, Schreibung, Wortbildung und Flexion. Tübingen: Niemeyer 1994. (Reihe Germanistische Linguistik 145)

Moser, Hugo: Sprache – Freiheit oder Lenkung? Zum Verhältnis von Sprachnorm, Sprachwandel, Sprachpflege. Rede anlässlich der feierlichen Überreichung des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim durch den Herrn Oberbürgermeister am 19. April 1964. Mannheim: Dudenverlag des Bibl. Inst. 1967.

Moser, Hugo/Stopp, Hugo (Hg.): Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Band 4: Dammers, Ulf / Hoffmann, Walter / Solms, Hans-Joachim: Flexion der starken und schwachen Verben. Heidelberg: Winter 1988.

Nagl, Johann Willibald: Die „mögliche Art“ der Mitvergangenheit. In: Das deutsche Volkslied 3 (1901), S. 113-115.

Oksaar, Els: Sprachnorm und moderne Linguistik. In: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/1967. Institut für deutsche Sprache in Mannheim. Düsseldorf: Schwann 1968. (Sprache der Gegenwart 2), S. 67-79.

Ölinger, Albert: Die Deutsche Grammatik des Albert Ölinger. Hg. von Willy Scheel. Halle: Niemeyer 1897.

Paul, Hermann: Prinzipien der Sprachgeschichte. Tübingen: Niemeyer <sup>8</sup>1970. (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 6)

Paul, Hermann: Deutsches Wörterbuch. Bedeutungsgeschichte und Aufbau unseres Wortschatzes. Tübingen: Niemeyer <sup>10</sup>2002.

Paul, Hermann: Deutsche Grammatik. Teil III: Flexionslehre. Tübingen: Niemeyer <sup>6</sup>1959.

Paulus, Eberhard: Zur Geschichte der Schriftsprache in Schwaben im 18. Jh. Ein Beitrag zur neuhochdeutschen Laut- und Flexionslehre. Dissertation. Leipzig 1906.

Peyer, Ann / Portmann, Paul R.: Norm, Moral und Didaktik. Die Linguistik und ihre Schmuttelkinder. In: Peyer, Ann / Portmann, Paul R. (Hg.): Norm, Moral und Didaktik. Die Linguistik und ihre Schmuttelkinder. Eine Aufforderung zur Diskussion. Tübingen: Niemeyer 1996, S. 9-46.

Reichmann, Oskar / Wegera, Klaus-Peter (Hg.): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Tübingen: Niemeyer 1993. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte: A, Hauptreihe 12)

Riesel, Elise: Stilistik der deutschen Sprache. Moskau: Verlag für fremdsprachige Literatur 1959.

Ronneberger-Sibold, Elke: Sprachverwendung, Sprachsystem. Ökonomie und Wandel. Tübingen: Niemeyer 1980. (Linguistische Arbeiten 87)

Sachs, Hans: Geistliche und weltliche Lieder 1. Hg. von Goedeke Karl. Repr. [d. Ausg.] Leipzig 1870. Nendeln/Liechtenstein: Kraus 1974.

Scheffel, Joseph Victor von: Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. Frankfurt: Verlag von Meidinger Sohn & Cie. 1855.

Schiller, Friedrich: Sämtliche Werke in 5 Bänden. Auf der Grundlage der Textedition von Herbert G. Göpfert. Hg. von Peter-André Alt, Albert Meier und Wolfgang Riedel. Band 5. München: Carl Hanser Verlag 2008.

Schinnagl, Maurus: Leitfaden beim Unterrichte in der deutschen Formen- und Satzlehre für die unteren Schulen an den österr. Gymnasien nach den neuesten deutschen Sprachbüchern. Wien: Beck 1849.

Schottelius, Justus Georg: Ausführliche Arbeit von der teutschen Haupt Sprache. Hg. von Wolfgang Hecht. Braunschweig: Zilliger 1663.

Schulz, Dora: Grammatik der deutschen Sprache. Bearb. von Heinz Griesbach. München: Hueber 1970.

Schrodt, Richard: Warum geht die deutsche Sprache immer wieder unter? Die Problematik der Werterhaltungen im Deutschen. Wien: Passagen Verlag 1995.

Schupp, Johann Baltasar: Streitschriften. Abdruck der jeweils ältesten Ausgabe mit den Varianten der Einzeldrucke und der ältesten Gesamtausgabe der deutschen Schriften. Hg. von Carl Vogt. Halle a. d. Saale: Niemeyer 1910.

Semenjuk, Natalija N.: Zustand und Evolution der grammatischen Normen in der 1. Hälfte des 18. Jhs. Am Sprachstoff der periodischen Schriften. In: Feudel, Günther (Hg.): Studien zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1972, S. 79-106.

Shumway, D. B.: Das ablautende Verbum bei Hans Sachs. Göttingen: Einbeck 1894.

Solms, Hans-Joachim: Die morphologischen Veränderungen der Stammvokale der starken Verben im Frühneuhochdeutschen. Untersucht an Texten des 14.-18. Jahrhunderts. Bonn: Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität 1984.

Sonderegger, Stefan: Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Berlin [u.a.]: de Gruyter 1979.

Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. München: DTV 1998.

Steger, Hugo: Über das Verhältnis von Sprachnorm und Sprachentwicklung in der deutschen Gegenwartssprache. In: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/1967. Institut für deutsche Sprache in Mannheim. Düsseldorf: Schwann 1968. (Sprache der Gegenwart 2), S. 45-67.

Stein, Dieter: Evolutives Erklären in der Sprachwissenschaft. Erkenntnisinteresse und Standort der Linguistik: Eine subjektive Bestimmung. Manuskript der Antrittsvorlesung. Gießen 1984.

Steinbach, Christoph Ernst: Deutsches Wörterbuch vel Lexicon Germanico-Latinum. Breslau: Johann Jacob Korn 1734.

Stieler, Kaspar: Der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz. Repr. Nachdr. d. Ausg. Nürnberg 1691. Nürnberg 1968.

Storz, Gerhard: Umgang mit der Sprache. Stuttgart: Klett 1984.

Strömberg, Evard: Die Ausgleichung des Ablauts im starken Präteritum. Mit besonderer Rücksicht auf oberdeutsche Sprachdenkmäler des 15.-16. Jh. Dissertation. Göteborg 1907.

Theobald, Elke: Sprachwandel bei deutschen Verben. Flexionsklassenschwankungen starker und schwacher Verben. Tübingen: Narr 1992. (Tübinger Beiträge zur Linguistik 370)

Topalovic, Elvira / Elspaß, Stephan: Die deutsche Sprache – ein Irrgarten? Ein linguistischer Wegweiser durch die Zwiebfischkolumnen. In: Denkler, Markus / Günthner, Susanne (Hg.): Frischwärts und unkaputtbar. Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen. Münster: Aschendorffverlag 2008, S. 37-57.

Trübner, Karl J.: Deutsches Wörterbuch. Hg. von Walther Mitzka. Berlin: de Gruyter 1956.

Tschirch, Fritz: Stehen wir in einer Zeit des Sprachverfalls? In: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/1967. Institut für deutsche Sprache in Mannheim. Düsseldorf: Schwann 1968. (Sprache der Gegenwart 2), S. 106-133.

Wahrig, Gerhard (Hg.): Wörterbuch der deutschen Sprache. Der kleine Wahrig. Güterloh: Bertelsmann-Lexikon-Verlag 1993.

Wegera, Klaus Peter / Solms, Hans-Joachim: Morphologie des Frühneuhochdeutschen. In: Besch, Werner (Hg.): Sprachgeschichte: Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Band 2. Berlin, New York: de Gruyter 2000, S. 1542-1554.

Wegera, Klaus Peter: Morphologie des Neuhochdeutschen seit dem 17. Jh. In: Besch, Werner (Hg.): Sprachgeschichte: Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Band 2. Berlin, New York: de Gruyter 2000, S. 1810 – 1818.

Werner, Otmar: Suppletivwesen durch Lautwandel. In: Drachman, Gaberell: Akten der 2. Salzburger Frühlingstagung für Linguistik. Tübingen: Narr 1977, S. 269-283.

Wieland, Christoph Martin. Sämtliche Werke. 27. Band. Leipzig: Göschen 1875.

Wunderlich, Hermann: Der deutsche Satzbau 1. Stuttgart [u.a.]: Cotta 1924.

Wurzel, Wolfgang Ullrich: Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung. Berlin: Akademie Verlag 1984. (Studia Grammatica 21)

Wurzel, Wolfgang Ullrich: Die Suppletion bei den Dimensionsadjektiven. In: Linguistische Studien des ZISW der AdW der DDR. Reihe A, 126 (1985), S. 114-143.

#### **Internetquellen:**

Adelung, Johann Christoph: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart. Wien: Bauer 1811.

<http://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/online/angebot> (24. 10. 2009).

Bill, Leah: Verschärfungen um jeden Preis? 2 x NEIN zum Asyl- und AusländerInnengesetz.

[http://www.jungealternative.ch/jargon/2006\\_nr4.html](http://www.jungealternative.ch/jargon/2006_nr4.html) (4. 9. 2009).

Götting, Markus: Mit dem roten Mythos auf den Olymp.

<http://www.berlinonline.de/berlinerzeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/1996/0727/none/0017/index.html> (4. 9. 2009).

Grimm, Jacob / Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. 16 Bände. Leipzig: Hirzel 1854-1960. Quellenverzeichnis 1971.

<http://germazope.uni-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher/dwb/wbgui?lemid=GA00001> (29. 9. 2009).

Jean Paul: Sämtliche Werke in 4 Bänden. Band 2. Paris: Tétot Frères 1843.

<http://books.google.at/books?id=FO0SAAAAYAAJ&printsec=frontcover&dq=jean+paul+s%C3%A4mtliche+werke+in+4+b%C3%A4nden#v=onepage&q=&f=false> (24. 10. 2009).

Keller, Rudi: Ist die deutsche Sprache vom Verfall bedroht. <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/uploads/media/Sprachverfall.pdf> (12. 9. 2009)

Krischke, Wolfgang: Hamsamsa ohne David.

<http://berufundchance.fazjob.net/s/Rub5C2BFD49230B472BA96E0B2CF9FAB88C/Doc~ED6A8D28881104A8C8C1184DCE9AF81B4~ATpl~Ecommon~Scontent.html> (4. 9. 2009).

Linde-Lembke, Heike: Fumiko Shirage huldigte dem Salzburger Genie.

<http://www.abendblatt.de/region/norderstedt/article829588/Fumiko-Shiraga-huldigte-dem-Salzburger-Genie.html> (4. 9. 2009).

Matern, Tobias (Übers.): Die Richter und ihr Lenker.

<http://www.sueddeutsche.de/politik/288/424047/text/> (4. 9. 2009).

Odermatt, Marcello: Auftakt zur Abzocker-Debatte. <http://www.tagblatt.ch/aktuell/schweiz/tb-in/Auftakt-zur-Abzocker-Debatte;art143,1332975> (4. 9. 2009).

Otten, Christina: Millionen und Versprechen. [http://www.focus.de/politik/ausland/tid-14897/merkel-medwedew-millionen-und-versprechen\\_aid\\_417215.html](http://www.focus.de/politik/ausland/tid-14897/merkel-medwedew-millionen-und-versprechen_aid_417215.html) (4. 9. 2009).

Pfeiffer, Franz (Hg.): Berthold von Regensburg. Vollständige Ausgabe seiner Predigten. Wien: Wilhelm Braumüller 1862.

<http://books.google.at/books?id=MicPAAAAIAAJ&pg=PA225&dq=pfeiffer+regensburg+predigten#v=onepage&q=&f=false> (24. 10. 2009).

Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498. Hg. von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Breslau: Grass, Barth und Comp. 1834.

<http://books.google.at/books?id=kZIYAAAAYAAJ&printsec=frontcover&dq=reineke+vos#v=onepage&q=&f=false> (24. 10. 2009).

Stirnemann, Stefan: Rechtschreibung bleibt Glückssache. Erkundungen im orthographischen Neandert(h)al. Schrift und Rede. Hg. Forschungsgruppe Deutsche Sprache.

<http://www.sprachforschung.org/index.php?show=news&id=519> (4. 9. 2009).

Voss, Johann Heinrich: Ovids Verwandlungen. 2. Teil. Braunschweig: Verlag von Friedrich Vieweg 1829.

<http://books.google.at/books?id=Cu0pAAAAYAAJ&pg=PP5&dq=voss+ovid+verwandlungen#v=onepage&q=&f=false> (24. 10. 2009).

Wickram, Jörg: Das Rollwagenbüchlein. Hg. von Heinrich Kurz. Leipzig: J. J. Weber 1865.

<http://books.google.at/books?id=gYQuAAAAYAAJ&printsec=frontcover&dq=wickram+das+rollwagenb%C3%BChlein#v=onepage&q=&f=false> (24. 10. 2009).

Zachariä, Friedrich Wilhelm: Poetische Schriften. Band. 3. Karlsruhe: Christian Gottlieb Schmieder 1778.

[http://books.google.at/books?id=V\\_g6AAAaAAJ&pg=PR1&dq=zachari%C3%A4+poetische+schriften&lr=#v=onepage&q=zachari%C3%A4%20poetische%20schriften&f=false](http://books.google.at/books?id=V_g6AAAaAAJ&pg=PR1&dq=zachari%C3%A4+poetische+schriften&lr=#v=onepage&q=zachari%C3%A4%20poetische%20schriften&f=false) (24. 10. 2009).

[http://www.fr-online.de/frankfurt\\_und\\_hessen/nachrichten/hessen/1604339\\_Signalstoerung-bringt-S-Bahn-Verkehr-durcheinander.html](http://www.fr-online.de/frankfurt_und_hessen/nachrichten/hessen/1604339_Signalstoerung-bringt-S-Bahn-Verkehr-durcheinander.html) (4. 9. 2009).

<http://www.ngz-online.de/public/article/wirtschaft/news/731088/Autobranche-vor-schweren-Zeiten.html> (4. 9. 2009).

<http://www.sueddeutsche.de/politik/69/434816/text/> (4. 9. 2009).

<http://www.shortnews.de/start.cfm?id=342814> (4. 9. 2009).

[http://www.oe24.at/wirtschaft/Faymann\\_reitete\\_Wildwest-Attacke\\_gegen\\_D\\_0442439.ece](http://www.oe24.at/wirtschaft/Faymann_reitete_Wildwest-Attacke_gegen_D_0442439.ece) (4. 9. 2009).

[http://www.szon.de/lokales/tuttlingen/region/200906051306.html?\\_from=rss](http://www.szon.de/lokales/tuttlingen/region/200906051306.html?_from=rss) (4. 9. 2009).

<http://szon.de/lokales/friedrichshafen/sport/200812240111.html?SZONSID=658b4548602c5449a077d4fd731883a1> (4. 9. 2009).

<http://vorarlberg.orf.at/magazin/studio/radiovorarlberg/stories/299239> (4. 9. 2009).

[http://www.uni-koeln.de/phil-fak/histsem/anglo/html\\_2001/AGUF.htm](http://www.uni-koeln.de/phil-fak/histsem/anglo/html_2001/AGUF.htm) (4. 9. 2009).

<http://www.wer-weiss-was.de/theme143/article3857236.html> (4. 9. 2009).



<http://ps41.storm.level666.org/serendipity/index.php?/archives/1965-zeit-als-solche.html>  
(4. 9. 2009).

[http://www.ciao.de/Napster\\_\\_Test\\_1420766](http://www.ciao.de/Napster__Test_1420766) (4. 9. 2009).

<http://dielyriker.com/showthread.php?t=3930> (4. 9. 2009).

<http://www.heinrich-tischner.de/22-sp/9sp-ecke/fragen/2008/schien.htm> (4. 9. 2009).

[http://gutenberg.spiegel.de/?id=5&xid=410&kapitel=2&cHash=dea2444b602#gb\\_found](http://gutenberg.spiegel.de/?id=5&xid=410&kapitel=2&cHash=dea2444b602#gb_found)  
(4. 9. 2009).

<http://www.schreibwerkstatt.de/rechtschreibung-grammatik-ausdruck-t45-90.html>  
(4. 9. 2009).

<http://www.kurzgeschichten.de/vb/archive/index.php?t-919.html> (4. 9. 2009).

[http://www.google.at/search?hl=de&q=%22spie+Feuer%22&meta=;](http://www.google.at/search?hl=de&q=%22spie+Feuer%22&meta=) (4. 9. 2009).

<http://www.google.at/search?hl=de&q=%22speite+Feuer%22&meta=> (4. 9. 2009).

<http://www.google.de/#hl=de&q=%22schreite+laut%22&meta=&fp=6cfaf4e8feb04965>  
(5. 9. 2009).

<http://www.google.de/#hl=de&q=%22schrie+laut%22&meta=&fp=6cfaf4e8feb04965>  
(5. 9. 2009).

## 10. Anhang

### Umfrage

---

Alter:

Geschlecht:

Ausbildung, Beruf:

Muttersprache:

#### 1. TEIL

---

Bilden Sie das Präteritum bzw. die Präteritumsformen folgender Verben!

z.B. Infinitiv: *bleiben* – Präteritum: *blieb*; Infinitiv: *backen* – Präteritum: *backte/buk*

<b>Infinitiv</b>	<b>Präteritum</b>	<b>Infinitiv</b>	<b>Präteritum</b>
<i>gleiten</i>		<i>pfeifen</i>	
<i>glauben</i>		<i>preisen</i>	
<i>scheinen</i>		<i>laufen</i>	
<i>schwören</i>		<i>sprießen</i>	
<i>leben</i>		<i>weichen</i>	
<i>weisen</i>		<i>geben</i>	
<i>sinnen</i>		<i>spinnen</i>	
<i>teilen</i>		<i>springen</i>	
<i>speien</i>		<i>baden</i>	
<i>schreien</i>		<i>reiten</i>	
<i>hauen</i>		<i>glimmen</i>	
<i>leihen</i>		<i>laden</i>	
<i>leiden</i>		<i>meiden</i>	
<i>saugen</i>		<i>gären</i>	
<i>schwingen</i>		<i>einladen</i>	
<i>pflügen</i>		<i>melken</i>	
<i>flechten</i>		<i>fechten</i>	
<i>keimen</i>		<i>kneifen</i>	
<i>schreiten</i>		<i>trügen</i>	
<i>sieden</i>		<i>reden</i>	

## 2. TEIL

---

Versuchen sie bei folgenden Fragen nicht nach den Ihnen bekannten Normen zu urteilen!

1. Erscheint Ihnen folgende (fettgedruckte) Form als eher falsch oder eher richtig?

- a) *gleiten* - **gleitete** richtig       falsch  
(wie „richtig“ bzw. „falsch“ auf einer Skala von 1 – 6)
- b) *pfeifen* – **pfeifte** richtig       falsch
- c) *preisen* – **preiste** richtig       falsch
- d) *scheinen* – **scheinte** richtig       falsch
- e) *schwören* - **schwörte** richtig       falsch
- f) *sprießen* – **sprießte** richtig       falsch
- g) *weichen* - **weichte** richtig       falsch
- h) *weisen* – **weiste** richtig       falsch
- i) *sinnen* - **sinnte** richtig       falsch
- j) *spinnen* - **spinnte** richtig       falsch
- k) *speien* - **speite** richtig       falsch
- l) *schreien* - **schreite** richtig       falsch
- m) *reiten* - **reitete** richtig       falsch
- n) *leihen* - **leihte** richtig       falsch
- o) *leiden* - **leidete** richtig       falsch
- p) *meiden* - **meidete** richtig       falsch
- q) *schwingen* - **schwingte** richtig       falsch
- r) *flechten* – **flechtete** richtig       falsch
- s) *fechten* – **fechtete** richtig       falsch

t) *kneifen* – ***kneifte***

richtig       falsch

u) *schreiten* – ***schreitete***

richtig       falsch

v) *trügen* – ***trügte***

richtig       falsch

## 11. Abstract

Zu Beginn dieser Arbeit stand der Versuch, die Terminologie abzuklären. Zu diesem Zweck wurde zu allererst die Bildungsweise der diversen Verbtypen besprochen und schließlich einzelne Grammatiken bzw. auch Lexika miteinander verglichen. So konnten unterschiedliche kategorielle Konzepte ausgemacht werden, welche einen großen Einfluss auf die Terminologie hatten bzw. haben. Des Weiteren wurden Grundbegriffe der Morphologie sowie des Sprachwandels vorgestellt um somit Grundvoraussetzungen für ein besseres Verständnis der diachronen Entwicklung des deutschen Verbsystems zu schaffen. Vor dieser Erörterung erfolgte ein erster Einblick in die Natürlichkeitstheorie, welche das Grundgerüst für Bittners These von der größeren Natürlichkeit der schwachen Verben bildet. In der geschichtlichen Darstellung der Entwicklung des Verbsystems wurden schließlich nicht nur wichtige phonologische Veränderungen sowie der „Verfall“ des Ablautsystems besprochen sondern auch das Verhältnis stark/schwach und wie sich dieses im Laufe der Zeit verändert hat. In weiterer Folge wurde genauer auf die Frage der aktuellen Entwicklung von starken zu schwachen Verben eingegangen und in diesem Zusammenhang die Gebrauchsfrequenz der absoluten Häufigkeit gegenübergestellt bzw. die Perspektiven Augsts denen Bittners.

Bittners Konzept vom gerichteten Übergang der starken Verben zu schwachen wurde gleich darauf erörtert. Starke bzw. schwache Verben werden, je nachdem wie viele starke Merkmale sie (noch) besitzen in einer Flexionsklasse von 1.6.-1.0. eingeordnet, wobei sich in 1.6. noch ausschließlich starke Verben befinden, in 1.0. ausschließlich schwache.

Im Anschluss an diese Darstellungen kam es zu einer ausführlichen Auseinandersetzung mit der Thematik Sprachnorm bzw. Verzögerung von Sprachwandel durch sprachnormative Tendenzen. Hier wurde 1. auf die Definition von Sprachnormen eingegangen sowie die Problematik, solche reflektiert zu begründen, 2. auf die Frage, wie und warum sich ein „Sprachfehler“ zu einer Sprachnorm entwickeln kann und was dieser Entwicklung negativ entgegenwirkt, 3. auf das Sprachgefühl als Beurteilungskriterium und 4. auf Sprachkonservatismus und seine Auswirkungen auf Sprachwandel bzw. darauf, wie sprachliche Innovationen betrachtet werden, wobei das Sprachgefühl wiederum eine große Rolle spielt.

Im letzten Abschnitt wurden alle Doppelformen des Deutschen ausführlich dargestellt. Zuerst erfolgte eine kurze Vorstellung der zum Vergleich herangezogenen Grammatiken, im Anschluss wurde knapp der obd. Präteritumschwund erörtert, welcher möglicherweise einen Einfluss auf Ergebnisse der Umfrage hatte. Weiters kam es zu einer genaueren Darstellung der Kriterien, welche für die Umfrage relevant waren; die erhobenen Verbformen sowie die quantitativen Verhältnisse des 2. Umfrageabschnitts wurden ebenfalls tabellarisch dargestellt. Bei der anschließenden Erörterung der Doppelformen wurden die Ergebnisse der Umfrage bei den jeweiligen Verben besprochen und teilweise mit Onlinebelegen gestützt.

## 12. Lebenslauf

**Name:** Angelika Holl  
**Geburtsdatum:** 16. April 1984  
**Geburtsort:** Steyr  
**Wohnadresse:** Karmarschgasse 51/1/6/35  
1100 Wien  
**Telefonnummer:** 0688/811 39 16

**Ausbildung:** 1990 – 1994 VS Haag  
1994 – 1998 Stiftsgymnasium Seitenstetten  
1998 - 2003 HBLA für Kultur- und Kongressmanagement Steyr  
Seit 2003 Germanistik- und Niederlandistikstudium an der Universität Wien

**Praktika/Ferialjobs:** Sommer 2001/02 Theatersommer Haag bzw. Theaterkeller Haag  
Sommer 2003/04/05 Post AG Haag (Zustellung)  
Sommer 2006 Callagent  
Deutschnachhilfe (privat)  
Frühling 2008 LHI der höheren Schulen  
(Flugblattverteilung, Bürohilfe)  
Sommer 2008 Spar AG  
Sommer/Herbst 2009 Deutschnachhilfe

**Studienspezifisches:** Teilnahme an diversen Literaturwettbewerben (z.B. Frankfurter Bibliothek), literarische Aktionen im Rahmen des Kulturvereins „JungFernART“

**Besondere Kenntnisse:** EDV-Grundkenntnisse (Word, Excel etc.)  
Sprachen: Englisch, Französisch, Niederländisch,  
Grundkenntnisse in Italienisch und Spanisch